

**CIHM  
Microfiche  
Series  
(Monographs)**

**ICMH  
Collection de  
microfiches  
(monographies)**



**Canadian institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques**

**© 1999**

## Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming are checked below.

- Coloured covers / Couverture de couleur
- Covers damaged / Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated / Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing / Le titre de couverture manque
- Coloured maps / Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black) / Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations / Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material / Relié avec d'autres documents
- Only edition available / Seule édition disponible
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin / La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure.
- Blank leaves added during restorations may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming / Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.
- Additional comments / Commentaires supplémentaires:

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured pages / Pages de couleur
- Pages damaged / Pages endommagées
- Pages restored and/or laminated / Pages restaurées et/ou pelliculées
- Pages discoloured, stained or foxed / Pages décolorées, tachetées ou piquées
- Pages detached / Pages détachées
- Showthrough / Transparence
- Quality of print varies / Qualité inégale de l'impression
- Includes supplementary material / Comprend du matériel supplémentaire
- Pages wholly or partially obscured by errata slips, tissues, etc., have been refilmed to ensure the best possible image / Les pages totalement ou partiellement obscurcies par un feuillet d'errata, une pelure, etc., ont été filmées à nouveau de façon à obtenir la meilleure image possible.
- Opposing pages with varying colouration or discolourations are filmed twice to ensure the best possible image / Les pages s'opposant ayant des colorations variables ou des décolorations sont filmées deux fois afin d'obtenir la meilleure image possible.

This item is filmed at the reduction ratio checked below /  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

	10x		14x		18x		22x		26x		30x	
	12x		16x		20x		24x		28x		32x	

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

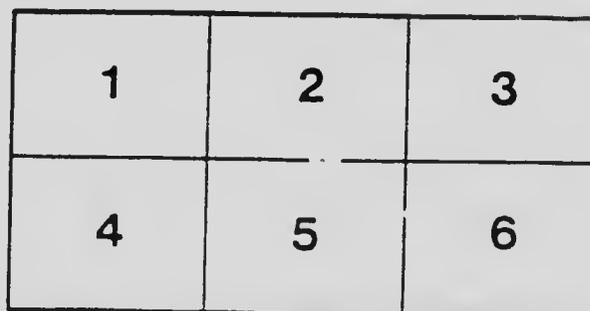
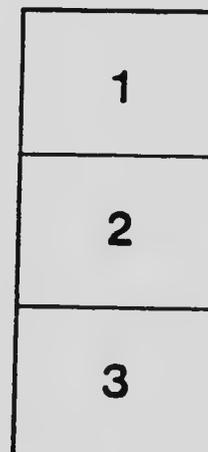
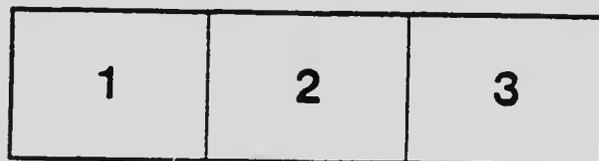
National Library of Canada

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol  $\rightarrow$  (meaning "CONTINUED"), or the symbol  $\nabla$  (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:



L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

Bibliothèque nationale du Canada

Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

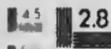
Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole  $\rightarrow$  signifie "A SUIVRE", le symbole  $\nabla$  signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.

# MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)



APPLIED IMAGE Inc

1653 East Main Street  
Rochester, New York 14609 USA  
(716) 482 - 0300 - Phone  
(716) 288 - 5989 - Fax

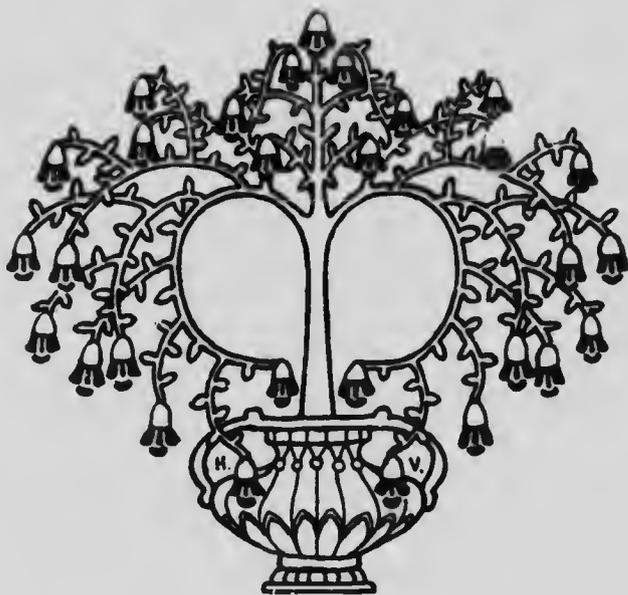


WILSON • GRANVILLE •

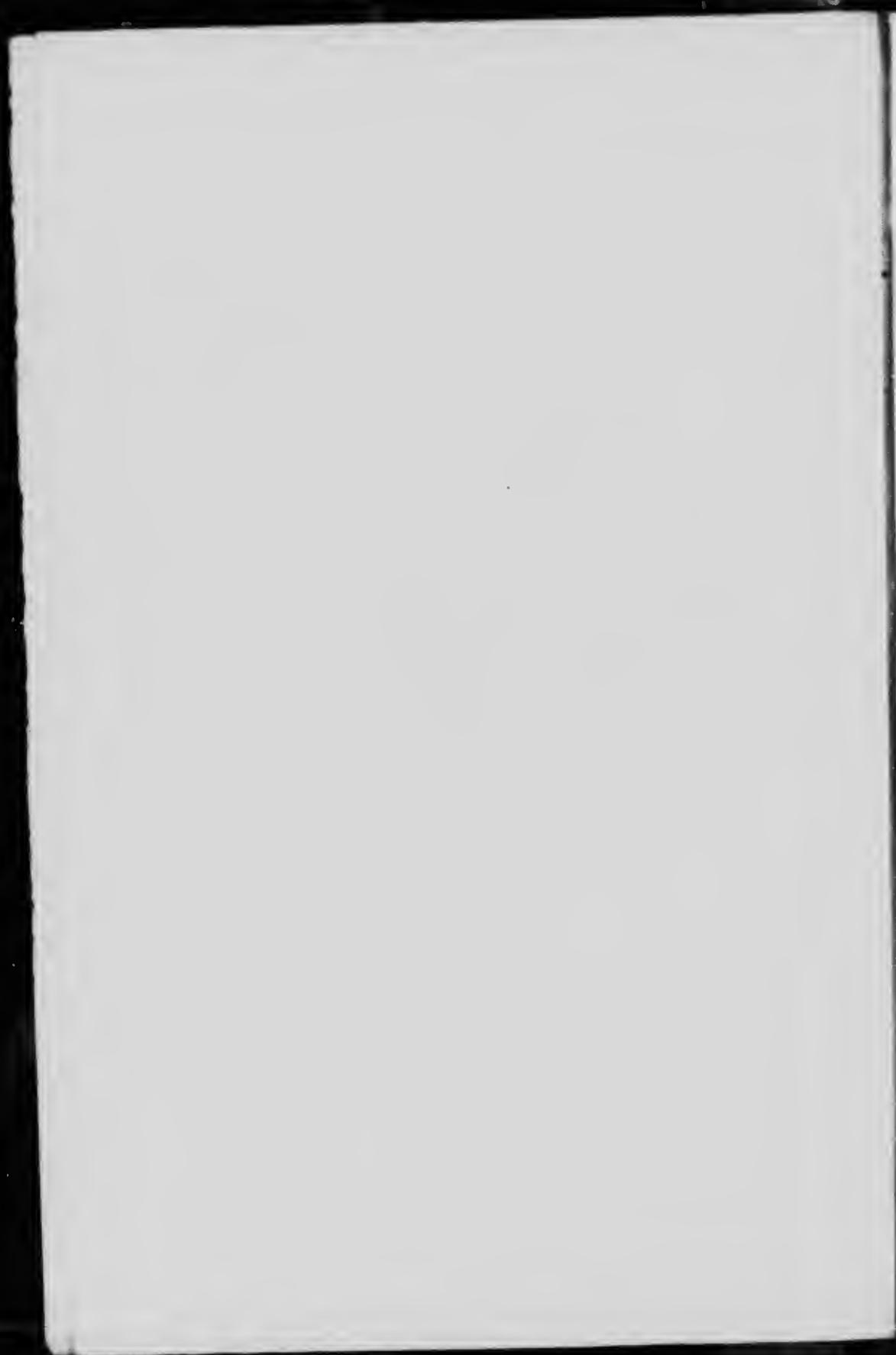


ZWEITE AUFLAGE  
DIE INITIALBUCHSTABEN UND DIE TITEL-  
VIGNETTE ZEICHNETE HEINRICH VOGELER-  
WORPSWEDE. DIE DEUTSCHE ÜBERTRAGUNG  
BESORGTE F.P.GREVE. GEDRUCKT WURDE DAS  
BUCH BEI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG

OSCAR WILDE  
DAS GRANATAPFELHAUS



ERSCHIENEN IM INSEL-VERLAG LEIPZIG 1905



## DER JUNGE KÖNIG.



Es war die Nacht vor seinem Krönungstage, und der junge König sass allein in seinem schönen Zimmer. Seine Höflinge hatten alle Urlaub von ihm genommen, indem sie nach dem zeremoniöser Gebrauch der Zeit den Kopf bis zum Boden neigten, und hatten sich in den grossen Saal des Palastes begeben, um von dem Oberzeremonienmeister einige letzte Anweisungen zu erhalten; denn einige von ihnen hatten noch ein ganz natürliches Benehmen, und ich brauche nicht erst zu sagen, dass das bei Hofe grossen Anstoss erregt.

Der Knabe — denn er war noch ein Knabe, mit seinen sechzehn Jahren — war nicht betrübt, dass sie gingen, und hatte sich mit einem tiefen Seufzer der Befreiung auf die weichen Kissen seines gestickten Lagers zurückgeworfen; er lag da mit flammenden Augen und offenem Munde, wie ein brauner Farn des Waldes oder ein junges Tier der Wildnis, das die Jäger gefangen haben. Und wirklich hatten ihn auch die Jäger gefunden. Sie waren fast durch Zufall auf ihn gekommen, als er barfuss, die Flöte in der Hand, der Herde des armen Ziegenhirten nachzog, der ihn aufgezogen hatte und als dessen Sohn er sich bis dahin immer angesehen hatte. Das Kind der einzigen Tochter des alten Königs aus einer heimlichen Ehe mit einem, der an Rang weit unter ihr stand, — einem Fremden, sagten einige, der durch den wunderbaren Zauber seines Flötenspiels die junge Prinzessin ihn zu lieben bezaubert hatte; während andere einen Künstler aus Rimini nannten, dem die Prinzessin viel, vielleicht zu viel Ehre erwiesen hatte, und der plötzlich aus der Stadt verschwunden war, ohne seine Arbeit in der Kathedrale vollendet zu haben — war er, kaum eine Woche alt, von der Seite seiner schlafenden Mutter gestohlen und einem gemeinen Bauern und seiner Frau anvertraut worden. die keine eigenen Kinder hatten und in einem entlegenen Teile des Waldes wohnten, mehr als einen Tagesritt von der Stadt entfernt. Der

Gram, oder die Pest, wie der Hofarzt feststellte, oder, wie einige behaupteten, ein schnelles italienisches Gift, in einem Becher gewürzten Weines gereicht, tötete schon eine Stunde nach ihrem Erwachen das weisse Mädchen, das ihn geboren hatte; und als der treue Bote, der das Kind über dem Sattelbogen trug, von seinem müden Pferde stieg und an die Tür der Hütte des Hirten pochte, da senkte man den Leichnam der Prinzessin in ein offenes Grab, das man jenseits der Tore der Stadt auf einem verlassenen Kirchhof gegraben hatte — in ein Grab, wo, wie man sagte, schon ein anderer Leichnam lag, der Leichnam eines jungen Mannes von wunderbarer und fremdartiger Schönheit, dem die Hände mit geknüpften Stricken auf den Rücken gebunden waren, und dessen Brust viele rote Wunden aufwies. Das war wenigstens die Erzählung, die man sich zuflüsterte. Sieher war, dass der König auf seinem Totenbette, vielleicht von Reue ob seiner grossen Sünde gepeinigt, vielleicht auch nur in dem Wunsch, dass das Königtum bei seiner Linie bleiben möge, nach dem Knaben hatte schicken lassen, und ihn in Gegenwart des Rates als seinen Erben anerkannt hatte.

Und es scheint, er hatte vom ersten Augenblick seiner Anerkennung an Zeichen jener seltsamen Leidenschaft für die Schönheit gezeigt, die so grossen Einfluss auf sein Leben gewinnen sollte. Die ihn durch die Flucht von Zimmern begleiteten, welche für ihn bestimmt war, sprachen oft von dem Schrei des Vergnügens, der ihm von den Lippen brach, als er die feinen Gewänder und reichen Juwelen sah, die man für ihn bereitet hatte, und von der beinahe wilden Freude, mit der er sein rohes Lederwams von sich warf und seinen rauhen Schaffellmantel. Freilich, bisweilen vermisste er die schöne Freiheit seines Waldlebens, und er war immer bereit, sich über die langweiligen Hofzeremonien aufzuregen, aber der herrliche Palast — *Joyeuse* nannte man ihn — dessen Herr er nun war, schien ihm eine neue Welt zu sein, die eigens zu seiner Lust geschaffen war; und sobald er der Ratsversammlung oder dem Audienzzimmer entfliehen konnte, lief er die grosse Treppe hinunter, wo Löwen aus vergoldeter Bronze standen und deren Stufen aus glänzendem Porphyrt waren, und wanderte von Zimmer zu Zimmer, von Gang zu Gang, wie einer, der in der Schönheit einen Balsam für den Schmerz suchte, eine Art Genesung aus Krankheit.

Auf diesen Entdeckungsreisen, wie er sie zu nennen pflegte — und tatsächlich waren es für ihn wirkliche Reisen durch ein Land der Wunder — liess er sich oft von den schlanken, blondhaarigen Hofpagen mit ihren flatternden Mänteln und den heiteren schwebenden Bändern begleiten; aber öfter blieb er allein, denn er fühlte mit raschem Erraten, dass sich die Geheimnisse der Kunst am besten im geheimen lernen, und dass die Schönheit, wie die Weisheit, den einsamen Verehrer liebt.

Manche seltsame Geschichten erzählte man sich zu dieser Zeit von ihm. Man sagte, ein behäbiger Bürgermeister, der gekommen war, um eine glühende oratorische Begrüssung von seiten der Bürger der Stadt an ihn zu richten, habe ihn gesehen, wie er in wirklicher Anbetung vor einem grossen Gemälde kniete, das gerade aus Venedig angekommen war und die Verehrung einiger neuer Götter darzustellen schien. Bei einer anderen Gelegenheit war er mehrere Stunden lang vermisst worden, und nach langem Suchen hatte man ihn in dem kleinen Zimmer eines der nördlichen Türmchen entdeckt, wie er gleich einem, der in Verzückung ist, auf eine griechische Gemme starrte, in die die Gestalt des Adonis geschnitten war. Man hatte ihn gesehen, so ging das Gerücht, wie er seine warmen Lippen auf die Marmorstirn einer antiken Statue presste, die man bei Gelegenheit des Baues einer steinernen Brücke im Flussbett gefunden hatte, und die eine Inschrift mit dem Namen des bithynischen Sklaven Hadrians trug. Er hatte eine ganze Nacht damit verbracht, die Wirkung des Mondlichts auf ein silbernes Standbild des Endymion zu beobachten.

Alle seltenen und kostbaren Stoffe hatten jedenfalls einen grossen Zauber für ihn, und in dem drängenden Wunsche, sie sich zu verschaffen, hatte er viele Kaufleute ausgesandt, die einen, um von dem rauhen Fischervolk der Meere des Nordens Bernstein zu erhandeln, andere nach Ägypten, um jene seltsam grünen Türkise zu suchen, die man nur in den Gräbern der Könige findet und die magische Kräfte besitzen sollen, andere nach Persien, um seidene Teppiche und gemalte Tongefässe, und wieder andere nach Indien, um Gaze zu kaufen und getöntes Elfenbein, Mondsteine und Armbänder aus Nephrit, Sandelholz und blaue Emaillen und Schals aus feiner Wolle.

Aber was ihn am meisten beschäftigt hatte, das war das Gewand, das er bei seiner Krönung tragen sollte, das Gewand aus gewebtem

Gold und die rubinenbesetzte Krone und das Scepter mit den Reihen und Ringen von Perlen. Ja, daran dachte er heute abend, als er auf seinem kostbaren Lager lag und das grosse Tannenscheit ansah, das sich im offenen Kamin verzehrte. Die Zeichnungen, die von der Hand des berühmtesten Künstlers der Zeit kamen, waren ihm vor vielen Monaten vorgelegt worden, und er hatte Befehl gegeben, dass die Handwerker Tag und Nacht arbeiten sollten, um sie auszuführen, und dass man die ganze Welt durchsuchen sollte, um Juwelen zu finden, die ihrer Arbeit würdig wären. Er sah sich in Gedanken am Hochaltar der Kathedrale stehen, angetan mit dem Prunkgewande, und ein Lächeln spielte um seine Knabenlippen und weilte dort und entflamte in seinen dunklen Waldaugen einen strahlenden Glanz.

Nach einiger Zeit stand er auf, lehnte sich gegen die geschnittene Blendung des Kamins, und sah sich in dem matt erleuchteten Zimmer um. Die Wände waren mit reichen Gobelins behängt, die den Triumph der Schönheit darstellten. Ein grosser Schrank, mit Achat und Lapislazuli eingelegt, füllte eine Ecke, und dem Fenster gegenüber stand ein seltsam geformter Fächerschrank mit Feldern aus Lack und Goldstaub und Goldmosaik und darauf standen zarte Becher aus venezianischem Glas und eine Trinksehale aus dunkeladrigem Onyx. Bleiche Mohnblumen waren auf die Decke des Bettes gestiekt, als wären sie den müden Händen des Schlafes entfallen, und hohe geriefelte Stäbe aus Elfenbein trugen den samtene Baldachin, aus dem grosse Büschel von Straussenfedern sprangen, wie weisser Schaum, zum bleichen Silber der kassettierten Decke empor. Ein lachender Narkissos aus grüner Bronze hielt einen glänzenden Spiegel über den Kopf. Auf dem Tische stand eine flache amethystene Sehale.

Draussen konnte er die gewaltige Kuppel der Kathedrale sehen, die wie eine Seifenblase über die schattigen Häuser schien, und die müden Posten, die auf der nebligen Terrasse am Fluss auf und nieder schritten. Fern, in einem Garten, sang eine Nachtigall. Ein leichter Jasminduft drang durch das offene Fenster. Er strich sich die braunen Locken aus der Stirn zurück, nahm eine Laute und liess die Finger über die Saiten gleiten. Seine schweren Augenlider senkten sich, und eine seltsame Mattigkeit kam über

ihn. Niemals hatte er so klar oder mit so gesteigerter Freude den Zauber und das Geheimnis des Schönen empfunden.

Als es vom Thurm Mitternacht schlug, berührte er eine Glocke. Seine Pagen traten ein und entkleideten ihn mit vielen Zeremonien, und gossen ihm Rosenwasser auf seine Hände und streuten ihm Blumen auf sein Kissen. Wenige Minuten, nachdem sie gegangen waren, fiel er in Schlaf.

Und als er schlief, träumte er einen Traum, und dieses war sein Traum: Es war ihm, als stände er in einer langen, niedrigen Dachstube, unter dem Schwirren und Rasseln vieler Webstühle. Das magere Tageslicht drang durch die vergitterten Fenster und zeigte ihm die hageren Gestalten der Weber, die über die Rahmen gebengt waren. Bleiche, kränkliche Kinder hockten auf den mächtigen Querbalken. Und wenn die Webeschiffchen durch den Einschlag fahren, hoben sie das schwere Richtscheit auf, und wenn die Schiffchen inne hielten, liessen sie das Richtscheit fallen und schoben die Fäden zusammen. Ihre Gesichter waren eingefallen vom Hungern und ihre dünnen Hände zitterten und bebten. Einige dürre Frauen sassen an einem Tisch und nähten. Ein furchtbarer Geruch erfüllte den Raum. Die Luft war stickig und schwer, und die Wände tropften und liefen vor Feuchtigkeit.

Der junge König ging zu einem der Weber und trat an ihn heran und sah ihm zu.

Und der Weber sah böse zu ihm auf und sagte:

„Was siehst du mir zu? Bist du ein Späher, der von unserem Herrn über uns gesetzt ist?“

„Wer ist dein Herr?“ fragte der junge König.

„Unser Herr!“ rief der Weber bitter. „Er ist ein Mensch wie ich. Es gibt nur einen Unterschied zwischen uns — er trägt schöne Kleider und ich geh' in Lumpen; und ich bin schwach vor Hunger, während er an Übersättigung leidet.“

„Das Land ist frei,“ sagte der junge König, „und du bist niemandes Sklave.“

„Im Kriege,“ antwortete der Weber, „machen die Starken die Schwachen zu Sklaven, und im Frieden machen die Reichen die

Armen zu Sklaven. Wir müssen arbeiten, um zu leben, und sie geben uns so gemeinen Lohn, dass wir sterben. Wir arbeiten für sie den ganzen Tag, und sie häufen das Gold in ihren Schränken, aber unsere Kinder welken vor ihrer Zeit dahin, und die Gesichter derer, die wir lieben, werden hart und böse. Wir treten die Trauben aus, und ein anderer trinkt den Wein. Wir säen das Korn, und unser eigener Speicher bleibt leer. Wir tragen Ketten, wenn sie auch niemand sieht; und wir sind Sklaven, wenn auch die Menschen uns frei nennen.“

„Ist das wirklich so?“ fragte er.

„Es ist wirklich so,“ antwortete der Weber, „bei den Jungen sowohl wie bei den Alten, bei den Frauen wie bei den Männern, bei den kleinen Kindern wie bei denen, die die Jahre beugen. Die Kaufleute treten uns nieder, und wir müssen tun, was sie uns heissen. Der Priester reitet vorüber und zählt seine Perlen, und kein Mensch kümmert sich um uns. Durch unsere sonnenlosen Gassen schleicht die Armut mit hungrigen Augen, und die Sünde mit ihrem verquollenen Antlitz folgt dicht hinter ihr. Das Elend weckt uns am Morgen, und die Schande sitzt bei uns zur Nacht. Aber was geht dich das an? Du bist keiner von uns. Dein Gesicht ist zu glücklich.“

Und er drehte sich mürrisch fort und warf das Schiffchen durch den Webstuhl; und der junge König sah, dass es mit einem goldenen Faden gefädelt war.

Und eine grosse Angst befiel ihn, und er fragte den Weber:

„Was für ein Gewand ist das, was du da webst?“

„Es ist das Gewand für die Krönung des jungen Königs,“ antwortete er; „was geht das dich an?“

Und der junge König stiess einen lauten Schrei aus und erwachte; und siehe! er war in seinem eigenen Zimmer, und durch das Fenster sah er den grossen honigfarbenen Mond in den dämmrigen Lüften hängen.

Und er schlief wieder ein und träumte, und dies war sein Traum: Es war ihm, als läge er auf dem Deck einer grossen Galeere, die von hundert Sklaven gerudert wurde. Auf einem Teppich zu

seiner Seite sass der Herr der Galeere. Er war schwarz wie Ebenholz, und sein Turban war aus roter Seide. Grosse Ohrgehänge aus Silber zogen die dicken Läppchen seiner Ohren nieder, und in den Händen hielt er zwei elfenbeinerne Wagschalen.

Die Sklaven waren nackt, bis auf einen zerlumpten Schurz um die Lenden, und jeder war an seinen Nachbar angekettet. Die heisse Sonne traf sie mit voller Schärfe, und die Neger liefen im Gang auf und ab und peitschten sie mit Peitschen aus Leder. Sie streckten ihre dürren Arme aus und zogen die schweren Ruder durchs Wasser. Der Salzschaum flog vor dem Bug hoch auf.

Schliesslich erreichten sie eine kleine Bucht und fingen an, zu sondieren. Ein leichter Wind wehte von der Küste und bedeckte Deck und Segel mit einem feinen roten Staub. Drei Araber kamen auf wilden Eseln geritten und warfen Speere nach ihnen. Der Herr der Galeere nahm einen bemalten Bogen zur Hand und schoss einen in die Kehle. Er fiel mit schwerem Fall in die Brandung, und seine Gefährten ritten davon. Eine Frau in einem gelben Schleier folgte langsam auf einem Kamel und sah sich von Zeit zu Zeit nach dem Leichnam um.

Sobald sie Anker geworfen hatten, und das Segel eingeholt war, stiegen die Neger in den Raum hinunter und holten eine lange Strickleiter herauf, die schwer mit Bleigewichten behängt war. Der Herr der Galeere befestigte die Enden an zwei eisernen Haken und warf sie über Bord. Dann ergriffen die Neger den jüngsten der Sklaven, schlugen ihm seine Fesseln herunter, füllten ihm Nasenlöcher und Ohren mit Wachs und banden ihm einen schweren Stein um seine Hüften. Er stieg müde die Leiter hinunter und verschwand im Meer. Einige Blasen stiegen auf, wo er versank. Einzelne der anderen Sklaven sahen neugierig über Bord. Vorn im Bug der Galeere sass ein Haifischbeschwörer und schlug monoton seine Trommel.

Nach einiger Zeit kam der Taucher aus dem Wasser empor und klammerte sich keuchend an die Leiter. Er hielt eine Perle in der rechten Hand. Die Neger entrissen sie ihm, und stiessen ihn zurück. Die Sklaven schliefen über ihren Rudern ein.

Wieder und wieder kam er herauf, und jedesmal brachte er eine herrliche Perle mit. Der Herr der Galeere wog sie und steckte sie in einen kleinen Sack aus grünem Leder.

Der junge König versuchte zu reden, aber ihm war, als klebte ihm die Zunge am Gaumen und seine Lippen gehorchten ihm nicht. Die Neger schwatzten miteinander und fingen an, sich um eine Schnur glänzender Perlen zu streiten. Zwei Kraniche kreisten beständig um das Schiff.

Da kam der Taucher zum letzten Male herauf, und die Perle, die er mitbrachte, war schöner als all die Perlen des Ormuzd, denn sie war an Gestalt gleich dem vollen Mond und weisser als der Morgenstern. Aber sein Gesicht war seltsam bleich, und als er auf das Deck fiel, quoll ihm das Blut aus Nase und Ohren. Er bebte noch eine Zeitlang, und dann wurde er ruhig. Die Neger zuckten die Schultern und warfen den Leichnam über Bord.

Und der Herr der Galeere lachte, und er streckte den Arm aus und nahm die Perle und als er sie sah, presste er sie an seine Stirn und verneigte sich.

„Sie soll,“ sagte er, „für das Scepter des jungen Königs sein,“ und er gab den Negern ein Zeichen, die Anker aufzuziehen.

Und als der junge König das hörte, stiess er einen lauten Schrei aus und erwachte, und als er zum Fenster hinausblickte, sah er, wie die Dämmerung mit langen grauen Fingern nach den erbleichenden Sternen griff.

Und er schlief wieder ein und träumte, und dies war sein Traum: Ihm war, als wandere er durch einen dunklen Wald, in dem seltsame Früchte hingen und herrliche, giftige Blumen. Die Nattern zischten nach ihm, als er vorüberging, und die farbenstrahlenden Papageien flogen kreischend von Ast zu Ast. Riesige Schildkröten lagen schlafend auf dem heissen Schlamm. Und die Bäume waren voll Affen und Pfauen.

Weiter und weiter ging er, bis er zum Rande des Waldes kam; und da sah er eine ungeheuere Menge von Menschen, die im Bett eines vertrockneten Flusses arbeiteten. Sie schwärmten auf den Felsen wie Ameisen. Sie gruben tiefe Löcher in den Boden und stiegen hinab. Einige unter ihnen spalteten den Fels mit grossen Spitzhämmern; andere wühlten im Sande. Sie rissen den Kaktus an

seinen Wurzeln heraus und zertraten die scharlachnen Blüten. Sie eilten umher und riefen einander zu, und niemand war müßig. Aus dem Dürster einer Höhle beobachtete sie der Tod und die Habsucht, und der Tod sagte:

„Ich bin müde; gib mir den dritten Teil von ihnen und lass mich gehen.“

Aber die Habsucht schüttelte den Kopf.

„Sie sind meine Diener,“ antwortete sie.

Und der Tod sagte zu ihr:

„Was hältst du in der Hand?“

„Ich habe drei Getreidekörner,“ antwortete sie; „was geht das dich an?“

„Gib mir eins davon,“ rief der Tod, „es in meinen Garten zu pflanzen; nur eins davon und ich will gehen.“

„Ich will dir gar nichts geben,“ sagte die Habsucht, und sie verbarg ihre Hand in einer Falte ihres Kleides.

Und der Tod lachte, nahm eine Schale und tauchte sie in einen Wasserpfuhl, und aus der Schale stieg das Wechselfieber auf. Es ging durch die grosse Menschenmenge, und der dritte Teil von ihnen lag tot. Ein kalter Nebel folgte ihm, und die Wasserschlangen liefen ihm zur Seite.

Und als die Habsucht sah, dass der dritte Teil der Menge tot war, schlug sie sich die Brust und weinte. Sie schlug sich auf den unfruchtbaren Busen und schrie laut.

„Du hast den dritten Teil meiner Diener erschlagen,“ rief sie, „gehe fort. Es herrscht Krieg in den Bergen der Tartarei, und die Könige beider Parteien rufen nach dir. Die Afghanen haben den schwarzen Stier erschlagen und gehen in die Schlacht. Sie haben mit ihren Speeren auf ihre Schilde geschlagen und ihre eisernen Helme aufgesetzt. Was ist dir mein Tal, dass du in ihm verweilen solltest? Gehe von dannen, und kehre nie zurück.“

„Ja,“ antwortete der Tod, „aber bevor du mir nicht eins der Getreidekörner gegeben hast, gehe ich nicht.“

Aber die Habsucht schüttelte den Kopf.

„Ich will dir gar nichts geben,“ murmelte sie.

Und der Tod lachte und hob einen schwarzen Stein auf, und warf ihn in den Wald, und aus einem Dickicht wilden Schierlings kam das Sumpffieber in einem Kleid aus Flammen. Und es ging durch

die Menge und berührte sie, und jeder, den es berührte, starb. Das Gras welkte unter seinen Füßen, wo es ging.

Und die Habsucht schauderte, und sie streute sich Asche aufs Haupt.

„Du bist grausam,“ rief sie; „du bist grausam. In den ummauerten Städten Indiens herrscht eine Hungersnot, und die Zisternen sind vertrocknet in Samarkand. In den ummauerten Städten Ägyptens herrscht Hungersnot, und aus der Wüste sind die Heuschrecken gekommen. Der Nil hat seine Ufer nicht überströmt, und die Priester haben Isis und Osiris verflucht. Geh zu denen, die dich brauchen, und lass mir meine Diener.“

„Ja,“ antwortete der Tod, „aber bevor du mir nicht eins der Getreidekörner gegeben hast, gehe ich nicht.“

„Ich will dir gar nichts geben,“ sagte die Habsucht.

Und der Tod lachte wieder und piff durch die Finger, und ein Weib kam durch die Luft geflogen. Pest stand auf ihrer Stirn geschrieben, und eine Schar von lageren Geiern umflatterte sie. Sie bedeckte das Tal mit ihren Flügeln, und niemand blieb am Leben.

Und die Habsucht floh schreiend durch den Wald, und der Tod sprang auf sein rotes Ross und ritt davon, und sein Ross war schneller als der Wind.

Und aus dem Schlamm auf dem Grunde des Tales krochen Draehen und scheussliche Tiere mit Schuppen, und die Schakale kamen den Sand entlang gelaufen und zogen die Luft in ihre Nüstern ein.

Und der junge König weinte und fragte:

„Wer waren diese Männer, und was suchten sie?“

„Rubinen für eines Königs Krone,“ antwortete einer, der hinter ihm stand.

Und der junge König schrak zusammen und wandte sich um und erblickte einen Mann, der wie ein Pilger gekleidet war und einen silbernen Spiegel in seiner Hand hielt.

Er erbleichte und fragte:

„Für welches Königs Krone?“

Und der Pilger antwortete:

„Sieh in diesen Spiegel, und du wirst ihn sehen.“

Und er sah in den Spiegel, und da er sein eigenes Antlitz sah, stieß er einen lauten Schrei aus und erwachte, und das helle Sonnen-

licht strömte ins Zimmer hinein, und von den Bäumen im Garten sangen die Vögel.

Und der Kanzler und die hohen Beamten des Staates traten ein und huldigten ihm, und die Pagen brachten ihm das Gewand aus gewebtem Golde und legten die Krone und das Scepter vor ihn hin. Und der junge König sah beides an, und sie waren herrlich. Sie waren herrlicher als irgend etwas, was er bisher gesehen hatte. Aber er dachte an seine Träume und sagte zu seinen Grossen: „Nehmt diese Dinge fort, denn ich will sie nicht tragen.“

Und die Höflinge waren entsetzt, und einige unter ihnen lachten, denn sie glaubten, er scherze.

Aber er sprach noch einmal streng zu ihnen und sagte:

„Nehmt diese Dinge fort und verbergt sie vor mir. Ob es auch der Tag meiner Krönung ist, ich will sie nicht tragen. Denn auf dem Webstuhl der Sorge und mit den weissen Händen des Schmerzes ist dies mein Gewand gewoben. Blut ist im Herzen des Rubinen, und im Herzen der Perle ist der Tod.“ Und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Und als die Höflinge sie hörten, sahen sie einander an und flüsterten:

„Sicher, er ist wahnsinnig; denn was ist ein Traum mehr als ein Traum, und ein Gesicht mehr als ein Gesicht? Sie sind nichts Wirkliches, dass man sich um sie kümmere. Und was haben wir zu tun mit dem Leben derer, die für uns arbeiten? Soll ein Mann kein Brot mehr essen, bis er den Säer sah, und keinen Wein mehr trinken, bis er mit dem Winzer sprach?“

Und der Kanzler sprach zu dem jungen König und sagte:

„Mein Gebieter, ich bitte dich, lass diese deine schwarzen Gedanken fahren, und lege dieses schöne Gewand an und setze die Krone auf dein Haupt. Denn wie soll das Volk wissen, dass du König bist, wenn du nicht eines Königs Kleidung trägst?“

Und der junge König sah ihn an.

„Ist es so, wirklich?“ fragte er. „Werden sie mich nicht als König kennen, wenn ich nicht eines Königs Kleidung trage?“

„Sie werden dich nicht erkennen, Gebieter,“ rief der Kanzler.

„Ich hätte geglaubt, es habe Männer gegeben, die königlich waren.“ antwortete er. „aber es mag wohl sein, wie du sagst. Und doch will ich dies Gewand nicht tragen, noch will ich mit dieser Krone mich krönen lassen; sondern wie ich kam zum Palast, so will ich ihn wieder verlassen.“

Und er hiess sie alle hinausgehen, bis auf einen Pagen, den er bei sich behielt, einen Knaben, der ein Jahr jünger war, als er selbst. Ihn behielt er zu seiner Bedienung bei sich; und als er sich im klaren Wasser gebadet hatte, öffnete er eine grosse steinalte Truhe, und nahm das rohe Lederwams und den rauhen Schaffellmantel heraus, die er getragen hatte, als er auf dem Hügelhang die zottigen Ziegen des Hirten hütete. Die legte er an, und in die Hand nahm er seinen ungestalteten Hirtenstab.

Und der kleine Page öffnete die grossen blauen Augen in Verwunderung und sprach lächelnd:

„Mein Gebieter, ich sehe dein Gewand und dein Scepter, aber wo ist deine Krone?“

Und der junge König pflückte einen Zweig von einem wilden Strauch, der über den Balkon kletterte, und bog ihn und machte einen Kranz daraus und setzte ihn sich aufs Haupt.

„Das soll meine Krone sein.“ antwortete er.

Und so angetan ging er aus seinem Zimmer in den grossen Saal, wo die Edlen auf ihn warteten.

Und die Edlen spotteten, und einige riefen ihm zu:

„Mein Gebieter, das Volk wartet auf seinen König, und du zeigst ihm einen Bettler.“ und andere waren zornig und sprachen:

„Er bringt Schande über unseren Staat, und er ist nicht würdig, unser Herr zu sein.“

Aber er antwortete ihnen nicht ein Wort, sondern ging hinaus und ging die glänzende Porphyrtreppe hinunter, und hinaus durch die bronzenen Tore, und stieg auf sein Ross und ritt zur Kathedrale, indes der kleine Page neben ihm lief.

Und das Volk lachte und sagte:

„Da reitet der Narr des Königs vorbei.“ und sie verhöhnten ihn.

Und er zog die Zügel an und sagte:

„Nein, denn ich bin der König.“ Und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Und ein Mann trat aus der Menge hervor und sprach voll Bitterkeit zu ihm und sagte:

„Herr, weisst du nicht, dass sich am Luxus des Reichen das Leben der Armen nährt? Von eurem Pomp werden wir gesättigt, und eure Laster geben uns Brot. Für einen harten Herrn zu arbeiten, ist bitter, aber bitterer ist es, keinen Herrn zu haben, für den man arbeiten kann. Meinst du, die Raben werden uns Nahrung bringen? Und welche Heilung hast du für diese Dinge? Willst du dem Käufer sagen: Du sollst für so viel kaufen, und dem Händler: Du sollst um diesen Preis verkaufen? Ich glaube nicht. Also kehre um in deinen Palast, und lege deinen Purpur an und dein feines Leinen. Was hast du mit uns zu tun und damit, was wir dulden?“

„Sind nicht die Reichen und die Armen Brüder?“ fragte der junge König.

„Wohl,“ antwortete der Mann, „und der Name des reichen Mannes ist Kain.“

Und die Augen des jungen Königs füllten sich mit Tränen und er ritt weiter unter dem Murren des Volkes, und den kleinen Kindern ergriff Furcht, und er verliess ihn.

Und als er das Portal der Kathedrale erreichte, warfen die Soldaten ihre Hellebarden vor und sagten:

„Was hast du hier zu suchen? Durch diese Tür tritt niemand ein ausser dem König.“

Und sein Gesicht rötete sich vor Zorn, und er sprach zu ihnen: „Ich bin der König,“ und er stiess ihre Hellebarden beiseite und ging hinein.

Und als der alte Bischof ihn in seinem Hirtenkleide kommen sah stand er verwundert von seinem Throne auf und sprach:

„Mein Sohn, ist das eines Königs Gewandung? Und mit welcher Krone soll ich dich krönen, und welches Scepter in deine Hände legen? Wahrlich, dies sollte für dich ein Tag der Freude sein und nicht der Erniedrigung.“

„Soll die Freude tragen, was der Gram geschaffen hat?“ sagte der junge König. Und er erzählte ihm seine drei Träume.

Und als der Bischof sie gehört hatte, zog er die Stirn in Falten und sprach:

„Mein Sohn, ich bin ein alter Mann und bin im Winter meiner Tage, und ich weiss, dass viele schlimme Dinge in der weiten Welt geseheuen. Die wilden Räuber kommen herab von den Bergen und schleppen die kleinen Kinder hinweg und verkaufen sie an die Mohren. Die Löwen liegen und harren der Karawanen und stürzen sich auf die Kamele. Der wilde Eber entwurzelt das Korn im Tal, und die Füchse benagen den Wein auf den Hügeln. Die Piraten verwüsten die Küste der See und verbrennen die Schiffe der Fischer und nehmen ihnen die Netze. In den Salzstümpfen leben die Aussätzigen und wohnen in Häusern aus geflochtenem Rohr, und niemand darf ihnen nahe kommen. Die Bettler ziehen durch die Städte und essen ihr Brot mit den Hunden. Kannst du es verhindern, dass es nicht so ist? Willst du den Aussätzigen zu deinem Bettgenossen machen, und den Bettler zu dir an die Tafel setzen? Soll der Löwe tun, was du befehlst, und der wilde Eber dir gehorchen? Ist nicht Er, der das Elend schuf, weiser, als du bist? Deshalb rühme ich dich nicht um das, was du getan hast, sondern ich entbiete dir, in den Palast zurückzureiten, und dein Gesicht froh zu machen, und das Gewand anzulegen, das einem König geziemt; und mit der goldenen Krone will ich dich krönen und das Perlensepter dir in die Hand legen. Und an deine Träume denke nicht mehr. Die Last dieser Welt ist zu gross für einen Menschen, um sie zu tragen, und das Leid der Welt zu schwer für ein Herz, um es zu dulden.“

„Sagst du das in diesem Hause?“ sprach der junge König und schritt an dem Bischof vorbei und stieg die Stufen des Altars hinauf und stand vor dem Bildnis Christi.

Er stand vor dem Bildnis Christi und zu seiner Rechten und zu seiner Linken standen die herrlichen Goldgefässe, der Kelch mit dem gelben Wein und die Phiole mit dem heiligen Öl. Er kniete vor dem Bildnis Christi, und die grossen Kerzen brannten hell neben dem juwelenbesetzten Schrein, und der Rauch des Weihrauchs wirbelte in dünnen blauen Wölken durch die Kuppel. Er neigte das Haupt im Gebet, und die Priester in ihren steifen Chergewändern schlichen vom Altar fort.

Und plötzlich kam von draussen, von der Strasse her ein wilder Tumult, und herein drangen die Edlen mit gezogenen Schwertern und schwankenden Federn und Schanden aus blankem Stahl.

„Wo ist dieser Träumeträumer?“ riefen sie. „Wo ist dieser König, der gekleidet ist wie ein Bettler? — dieser Knabe, der Schande über unseren Staat bringt? Wahrlich, wir wollen ihn erschlagen, denn er ist unwürdig, über uns zu herrschen.“

Und der junge König neigte wieder das Haupt und betete, und als er sein Gebet geendet hatte, stand er auf und wandte sich um und sah mit Trauer auf sie herab.

Und siehe! durch die gemalten Fenster kam das Sonnenlicht und umströmte ihn; und die Strahlen der Sonne woben um ihn ein gewebtes Gewand, das herrlicher war als das Gewand, das ihm zur Lust geschaffen wurde. Der tote Stab blühte auf und trug Lilien, weisser als Perlen. Der trockene Dorn blühte und trug Rosen, die roter waren als Rubinen. Weisser als schöne Perlen waren die Lilien, und ihre Stiele waren aus glänzendem Silber. Roter als Rubinen waren die Rosen. Ihre Blätter waren aus getriebenem Golde. Er stand da im Gewande eines Königs, und die Flügel des juwelenbesetzten Schreins flogen auf, und von dem Kristall der glänzenden Monstranz strahlte ein herrliches mystisches Licht. Er stand da im Gewande eines Königs, und die Glorie Gottes erfüllte den Raum, und die Heiligen in den geschnitzten Nischen schienen sich zu bewegen. In dem stolzen Gewande eines Königs stand er vor ihnen, und die Orgel strömte ihre Melodien aus und die Fanfarenbläser bliesen die Fanfaren, und die Sängerknaben sangen.

Und das Volk fiel in Scheu auf die Knie, und die Edlen stiessen ihr Schwert in die Scheide und huldigten ihm, und des Bischofs Antlitz wurde bleich, und seine Hände zitterten.

„Ein Grösserer als ich hat dich gekrönt,“ rief er und kniete vor ihm nieder.

Und der junge König trat hernieder von dem Hochaltar, und ging heim, mitten durch das Volk. Aber niemand wagte, ihm ins Gesicht zu sehen, denn es war wie das Gesicht eines Engels.

## DER GEBURTSTAG DER INFANTIN.



Es war der Geburtstag der Infantin. Sie war gerade zwölf Jahre alt, und die Sonne schien strahlend in den Garten des Palastes.

Ogleich sie eine wirkliche Prinzessin war und die Infantin von Spanien, hatte sie doch jedes Jahr nur einen Geburtstag, gerade wie die Kinder von ganz armen Leuten. Daher war es natürlich für das ganze Land von grosser Bedeutung, dass sie bei dieser Gelegenheit einen wirklich schönen Tag haben sollte.

Und wahrlich, das war wirklich ein schöner Tag. Die grossen gestreiften Tulpen standen gerade in die Höhe auf ihren Stengeln, gleich langen Reihen von Soldaten, und sie sahen herausfordernd durch den Garten auf die Rosen und sagten: „Wir sind jetzt genau so schön wie ihr.“ Die purpurnen Schmetterlinge flatterten umher, mit goldenem Staub auf den Flügeln und besuchten alle Blumen nach der Reihe; die kleinen Eidechsen krochen aus den Rissen der Mauer und lagen in der weissen Glut und sonnten sich; und die Granaten sprangen auf und platzten in der Hitze und zeigten ihre blutenden, roten Herzen. Selbst die bleichen, gelben Zitronen, die in solcher Fülle von den modernden Gittern hingen und an den dunklen Bogengängen entlang, schienen reichere Farbe aus dem wundervollen Sonnenlicht zu saugen, und die Magnolienbäume öffneten ihre grossen kugelrunden Blüten gefalteten Elfenbeins und füllten die Luft mit schwerem, süssem Duft.

Die kleine Prinzessin selbst ging mit ihren Gespielinnen die Terrasse auf und nieder, und spielte Verstecken und Suchen um die steinernen Vasen und die alten, moosbewachsenen Statuen. An gewöhnlichen Tagen durfte sie nur mit Kindern ihres Ranges spielen, und also musste sie immer allein spielen; aber ihr Geburtstag war eine Ausnahme, und der König hatte Befehl gegeben, dass sie von ihren jungen Freunden und Freundinnen einladen sollte, wen sie wollte, um sich mit ihnen zu vergnügen. Es lag eine

stattliche Grazie über diesen schlanken spanischen Kindern, wie sie herum huschten, die Knaben mit ihren grossfedrigen Hüten und den kurzen flatternden Mänteln, die Mädchen, die die Schleppen ihrer langen Brokatgewänder trugen, und ihre Augen mit grossen Fächern aus Schwarz und Silber gegen die Sonne schützten. Aber die Infantin war die anmutigste von allen, und sie war am geschmackvollsten angezogen, wenn auch nach der beschwerlichen Mode der Zeit. Ihr Kleid war aus grauer Seide, der Saum und die weiten Puffärmel schwer mit Silber bestickt, und das steife Mieder mit Reihen schöner Perlen besetzt. Zwei winzige Schuhe mit grossen rosigen Schleifen sahen unter ihrem Kleide hervor, wenn sie ging. Rosa und perlenfarben war ihr grosser Gazefächer, und in ihrem Haar, das wie eine Aureole aus blassem Golde steif um ihr bleiches kleines Gesichtchen stand, trug sie eine herrliche weisse Rose. Von einem Fenster des Palastes aus sah ihnen der melancholische König zu. Hinter ihm stand sein Bruder, Don Pedro von Aragon, den er hasste; und sein Beichtvater, der Gross-Inquisitor von Granada, sass ihm zur Seite. Trauriger noch als gewöhnlich war der König, denn als er auf die Infantin hernieder sah, die sich mit kindlichem Ernst gegen die sich versammelnden Höflinge verneigte, oder hinter ihrem Fächer über die grimmige Herzogin von Albuquerque lachte, die sie immer begleitete — da dachte er an ihre Mutter, die junge Königin, die — so schien es ihm — erst vor kurzer Zeit aus dem heiteren Frankreich gekommen und in dem düsteren Glanz des spanischen Hofes dahin gewelkt war — denn sie starb sechs Monate nach der Geburt ihres Kindes, ehe sie noch die Mandelbäume des Gartens zum zweitenmal hatte blühen sehen und die zweite Jahresfrucht von dem alten, ächzenden Feigenbaum gepflückt hatte, der im Mittelpunkte des jetzt grasbewachsenen Hofes stand. So gross war seine Liebe zu ihr gewesen, dass er sie nicht einmal im Grabe vor sich hatte verbergen lassen. Sie war von einem maurischen Arzt einbalsamiert worden, dem man für diesen Dienst sein Leben schenkte, das, so sagt man, schon wegen Ketzerei und des Verdachtes zauberischer Künste dem heiligen Amt verfallen war; und ihre Leiche lag noch auf der gestickten Bahre in der schwarzen Marmorkapelle des Palastes, genau wie die Mönche sie an jenem windigen Märztag vor beinahe zwölf Jahren hinein-

getragen hatten. Einmal in jedem Monat ging der König in einem dunklen Mantel eingeschlagen und eine umhüllte Laterne in der Hand, hinein, und kniete an ihrer Seite und rief: Mireina! Mircina! Und bisweilen durchbrach er die Form der Etikette, die in Spanien jede Handlung des Lebens beherrscht, und selbst dem Gram eines Königs Grenzen setzt, und fasste die bleichen beringten Hände in der wilden Qual des Schmerzes, und versuchte durch seine wahnsinnigen Küsse das kalte, bemalte Gesicht zu beleben. Heute war ihm, als sähe er sie wieder, wie er sie zuerst gesehen hatte, im Schlosse von Fontainebleau, als er fünfzehn Jahre alt war, und sie noch jünger. Sie waren damals von dem päpstlichen Nuntius vor dem französischen König und dem ganzen Hof förmlich verlobt worden, und er war in den Escorial zurückgekehrt und hatte eine Locke gelben Haares mitgebracht und das Gedächtnis zweier Kinderlippen, die sich niederbeugten, um seine Hand zu küssen, als er in seinen Wagen stieg. Später war dann die Hochzeit gefolgt, die eilig in Burgos vollzogen wurde, einer kleinen Stadt an der Grenze der beiden Länder, und der grossartige öffentliche Einzug in Madrid mit der gewöhnlichen Feier der Hochmesse in der Kirche La Atocha, und mit einem ungewöhnlich feierlichen Autodafé, bei dem fast dreihundert Ketzer, unter denen viele Engländer waren, dem weltlichen Arm zur Verbrennung überantwortet waren.

Wahrlich, er hatte sie wahnsinnig geliebt, und so glaubten viele, zum Verderb seines Landes, das damals um den Besitz der Herrschaft über die Neue Welt mit England im Kriege lag. Er hatte kaum je geduldet, dass sie ihm aus den Augen kam, um ihretwillen hatte er — so schien es wenigstens — alle ernstesten Staatsgeschäfte vergessen; und mit jener furchtbaren Blindheit, die die Leidenschaft über ihre Diener bringt, hatte er nicht bemerkt, dass die grossartigen Zeremonien, durch die er sie zu erheitern suchte, die seltsame Krankheit nur verstärkten, unter der sie litt. Als sie starb, war er eine Zeitlang wie einer, der seiner Vernunft beraubt ist. Ja, ohne Zweifel hätte er förmlich abgedankt und sich in das grosse Trappistenkloster bei Granada zurückgezogen, dessen Priors-titel er schon trug, hätte er sich nicht davor gefürchtet, die kleine Infantin in der Gewalt seines Bruders zu lassen, dessen Grausamkeit selbst in Spanien Anstoss erregte, und den viele in Verdacht

hatten, er habe durch ein Paar vergiftete Handschuh den Tod der Königin veranlasst, als sie zum Besuche auf seinem Schloss in Aragon weilte. Selbst nach Ablauf der dreijährigen Frist öffentlicher Trauer, die er durch königliches Edikt im ganzen Umkreis seiner Herrschaft angeordnet hatte, erlaubte er seinen Ministern nie, von einer neuen Verbindung zu reden; und als der Kaiser selbst zu ihm gesandt hatte, um ihm die Hand seiner Nichte, der lieblichen Erzherzogin von Böhmen zur Ehe anzubieten, da hatte er den Gesandten befohlen, ihrem Herrn zu sagen, der König von Spanien sei mit der Trauer vermählt, und wenn sie auch eine kalte Braut sei — er liebe sie mehr als die Schönheit; diese Antwort hatte seiner Krone die reichen Provinzen der Niederlande gekostet; denn bald nachher empörten sie sich auf Antrieb des Kaisers gegen ihn, unter der Führung einiger Fanatiker der reformierten Kirche.

Ihm war, als käme ihm heute das ganze Leben seiner Ehe mit seinen wilden feuerfarbenen Freuden und der furchtbaren Qual seines plötzlichen Endens zurück, während er die Infantin auf der Terrasse spielen sah. Sie hatte all den zierlichen Übermut der Königin in ihrem Benehmen, dieselbe eigensinnige Art, den Kopf zu werfen, denselben stolzen, geschwungenen, schönen Mund, dasselbe wundervolle Lächeln — *vrai sourire de France* — wenn sie dann und wann zum Fenster aufsah, oder den stattlichen spanischen Herren ihre kleine Hand zum Kusse hinhielt. Aber das laute Lachen der Kinder war seinen Ohren schmerzhaft, und das helle erbarmungslose Sonnenlicht spottete seines Grams und es war, als färbe ein dumpfer Duft fremdartiger Myrrhen, — wie sie zum Einbalsamieren gebraucht werden — oder war es nur Einbildung? — die klare Morgenluft. Er barg sein Gesicht in den Händen, und als die Infantin wieder hinaufsah, waren die Vorhänge zugezogen, und der König hatte sich entfernt.

Sie machte eine kleine Geste der Enttäuschung und zog ihre Schultern hoch. Wahrlich, er hätte bei ihr bleiben können an ihrem Geburtstag. Was lag an den dummen Staatsgeschäften? Oder war er in jene dunkle Kapelle gegangen, wo immer die Kerzen brannten und wo sie niemals eintreten durfte? Wie töricht von ihm, wenn die Sonne so hell schien und jeder so glücklich war? Ausserdem versäumte er nun das Stierkampfspiel, zu dem

schon die Trompete rief, um gar nicht von dem Puppenspiel zu reden, und von den anderen herrlichen Dingen. Ihr Onkel und der Gross-Inquisitor waren verständiger. Sie waren auf die Terrasse herausgekommen und machten ihr hübsch Kompliment. Sie warf also den Kopf zurück, nahm Don Pedro bei der Hand, und ging langsam die Stufen hinunter, zu einem langen Zelt aus purpurner Seide, das man am hinteren Ende des Gartens errichtet hatte, die anderen Kinder folgten in strenger Rangordnung: die die längsten Namen hatten, gingen zuerst.

Eine Prozession edler Knaben, phantastisch als *Toreadors* gekleidet, kam ihr entgegen, und der junge Graf von Terra-Nueva, ein wundervoll hübscher Knabe von ungefähr vierzehn Jahren, entblösste seinen Kopf mit aller Anmut eines *Hidalgo* und Granden von Spanien und führte sie feierlich hinein zu einem Stuhl aus Gold und Elfenbein, der auf einem erhobenen Podium über der Arena stand. Die Kinder verteilten sich rings umher, bewegten ihre grossen Fächer und flüsterten miteinander, und Don Pedro und der Gross-Inquisitor standen lachend am Eingang. Selbst die Herzogin — die Kamera-Major nannte man sie — eine dünne Dame mit harten Zügen und einer gelben Krause sah nicht ganz so übellaunig aus wie gewöhnlich, und etwas wie ein frostiges Lächeln glitt über ihr runzliges Gesicht, und ihre dünnen, blutlosen Lippen zuckten.

Es war wirklich ein wundervoller Stierkampf, und die Infantin meinte, er wäre viel schöner als der wirkliche Stierkampf, in den man sie zu Sevilla geführt hatte, als der Herzog von Parma ihren Vater besuchte. Einige der Knaben ritten auf reichgeschmückten Steckenpferden umher und schlangen lange Wurfspiesse mit lustigen Streifen bunter Bänder daran; andere waren zu Fuss und schlangen ihre scharlachnen Tücher vor dem Stier und sprangen leichtfüssig über die Barriere, wenn er sie angriff; und der Stier selbst war ganz wie ein wirklicher Stier, obgleich er nur aus geflochtenen Weiden und gespannter Haut gemacht war und bisweilen hartnäckig auf seinen Hinterbeinen um die ganze Arena lief, was sich ein wirklicher Stier nicht im Traum einfallen lässt. Und er kämpfte wundervoll, und die Kinder wurden so aufgereggt, dass sie auf die Bänke stiegen und ihre Spitzentücher schwenkten und laut *Bravo toro!* riefen, *Bravo toro!* genau so verständnisvoll, als wären sie

erwachsene Leute. Zuletzt aber, nach einem langen Kampf, in dem einige der Steckenpferde ganz durch und durchgestossen und ihre Reiter hinabgeschleudert wurden, brachte der junge Graf von Terra-Nueva den Stier auf die Knie, und nachdem er von der Infantin die Erlaubnis erhalten hatte, ihm den *coup de grâce* zu geben, tauchte er sein hölzernes Schwert dem Tier mit solcher Gewalt in den Nacken, dass der Kopf gerade herunter fiel und das lachende Gesicht des kleinen Monsieur de Lorraine, des Sohnes des französischen Gesandten in Madrid, sichtbar werden liess.

Dann wurde die Arena unter grossem Applaus geräumt, und die toten Steckenpferde wurden feierlich von zwei maurischen Pagen in gelb und schwarzen Livreen hinausgeschleppt; und nach einem kurzen Zwischenspiel, während dessen ein französischer Seiltänzer sich auf dem straffen Seile sehen liess, erschienen einige italienische Drahtpuppen in der halbklassischen Tragödie Sophonisbe auf der Bühne eines kleinen Theaters, das zu dem Zweck erbaut worden war. Sie spielten so gut, und ihre Gesten waren so natürlich, dass am Schluss des Spieles die Augen der Infantin ganz von Tränen verdunkelt waren. Einige von den Kindern weinten wirklich, und man musste sie mit Süßigkeiten trösten, und selbst der Gross-Inquisitor war so bewegt, dass er Don Pedro gegenüber die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, es sei doch unerträglich, dass einfache Puppen aus Holz und farbigem Wachs, die man mechanisch mit Drähten bewegte, so unglücklich sein und von so furchtbarem Unglück betroffen werden könnten.

Dann kam ein afrikanischer Gaukler, der einen grossen flachen Korb, bedeckt mit einem roten Tuch, hereintrug. Er stellte ihn mitten in die Arena, dann nahm er aus seinem Turban eine seltsame Rohrflöte und blies darauf. Nach wenigen Sekunden fing das Tuch an, sich zu bewegen, und wie er die Flöte schriller und schriller blies, steckten zwei grüngoldene Schlangen ihre Klumpenköpfe heraus, und erhoben sich langsam und wiegten sich hin und her mit der Melodie, so wie eine Pflanze im Wasser schwankt. Die Kinder aber fürchteten sich vor ihren fleckigen Hauben und den schnellen züngelnden Zungen, und waren viel zufriedener, als der Gaukler einen kleinen Orangenbaum aus dem Sande wachsen liess, der hübsche weisse Blüten und nachher Bündel von wirklichen

Früchten trug; und als er den Fächer der kleinen Tochter der Marquise de las-Torres nahm und ihn in einen blauen Vogel verwandelte, der im ganzen Zelt umherflog und sang, da kannte ihr Staunen und ihre Freude keine Grenzen mehr. Auch das feierliche Menuett, das die Tänzerknaben der Kirche von *Nuestra Señora Del Pilaz* aufführten, war reizend. Die Infantin hatte diese wundervolle Zeremonie noch nie gesehen, obgleich sie jedes Jahr im Mai vor dem Hochaltar der Jungfrau stattfindet, und obendrein ihr zu Ehren; aber keiner aus der königlichen Familie von Spanien hatte die Kathedrale von Saragossa wieder betreten, seit ein wahnsinniger Priester — viele glaubten auch, er sei von Elisabeth von England bestochen gewesen — versucht hatte, dem Prinzen von Asturien eine vergiftete Oblate zu reichen. So wusste sie nur vom Hörensagen von „Unserer Frauen Tanz“, wie man ihn nannte, und wirklich war es ein schönes Schauspiel. Die Knaben trugen altmodische Hofkleidung aus weissem Sammet, und ihre seltsamen dreieckigen Hüte waren mit Silber gefranst, und darüber schwebten grosse Büschel von Straussenfedern, und die blendende Weisse ihrer Kostüme wurde, wenn sie sich im Sonnenlicht bewegten, noch gehoben durch ihre schwarzbraunen Gesichter und ihr langes dunkles Haar. Alle waren bezaubert von der crusten Würde, mit der sie sich durch die verschlungenen Figuren des Tanzes bewegten, und von der erlesenen Anmut ihrer langsamen Gesten und ihrer stolzen Verbeugungen, und als sie ihre Aufführung beendet hatten, und ihre grossen, federbesetzten Hüte vor der Infantin senkten, da nahm sie ihre Huldigung mit vieler Höflichkeit entgegen und tat ein Gelübde, dass sie dem Altar unserer Herriu von Pilaz eine grosse Wachskerze stiften wolle, zum Dank für das Vergnügen, das sie ihr gewährt habe.

Dann kam eine Truppe von hübschen Ägyptern — so nannte man damals die Zigeuner — in die Arena; sie setzten sich mit gekreuzten Beinen im Kreise und begannen leise auf ihren Zithern zu spielen; und sie bewegten ihre Körper zur Melodie und summten, fast unvernnehmbar, ein leises träumerisches Lied. Als sie Don Pedro erblickten, sahen sie finster drein, und einige von ihnen fürchteten sich; denn erst vor einigen Wochen hatte er auf dem Marktplatz von Sevilla zwei aus ihrem Trupp wegen Hexerei hängen

lassen; aber die schöne Infantin bezauberte sie, als sie sich rückwärts lehnte und mit ihren grossen blauen Augen über ihren Fächer sah, und sie fühlten, dass, wer so lieblich war, gegen niemanden jemals grausam sein könne. So spielten sie weiter, sehr sanft, und berührten nur eben mit ihren langen spitzen Nägeln die Saiten, und ihre Köpfe begannen zu nicken, als wollten sie einschlafen. Plötzlich aber sprangen sie mit einem so schrillen Schrei auf die Füsse, dass die Kinder zusammenfuhren und Don Pedros Hand nach dem Achatknopf seines Dolches griff, und dann wirbelten sie toll in der Arena umher und schlugen ihre Tamburine und sangen in ihrer fremdartigen gutturalen Sprache ein wildes Liebeslied. Auf ein zweites Zeichen aber warfen sie sich alle wieder zu Boden und lagen da, ganz still, und der einförmige Laut der Zithern war das einzige, was die Stille unterbrach. Nachdem sie das mehrere Male wiederholt hatten, verschwanden sie auf einen Augenblick und kehrten mit einem braunen, zottigen Bär an einer Kette zurück, und trugen auf ihren Schultern kleine Berberaffen. Der Bär stand mit äusserstem Ernst auf dem Kopf, und die Affen machten allerlei lustige Kunststücke mit zwei Zigeunerknaben, die ihre Herren zu sein schienen, und fochten mit kleinen Schwertern und feuerten kleine Kanonen ab, und machten ein regelrechtes Exerzieren durch, genau wie des Königs eigene Leibwache. Kurz, die Zigeuner waren ein grosser Erfolg.

Aber der lustigste Teil der ganzen Morgenunterhaltung war ohne Zweifel der Tanz des kleinen Zwerges. Als er in die Arena stolperte und auf seinen krummen Beinen humpelte und seinen grossen ungestalteten Kopf von einer Seite zur anderen neigte, da stiessen die Kinder laute Schreie des Entzückens aus, und die Infantin selbst lachte so sehr, dass sich die Kamera gezwungen sah, sie daran zu erinnern, wenn es auch viele Präzedenzfälle gäbe, dass in Spanien die Tochter eines Königs vor ihresgleichen weine, so sei es doch unerhört, dass eine Prinzessin aus königlichem Blute so lustig sei vor denen, die an Rang niedriger ständen als sie. Der Zwerg aber war wirklich ganz unwiderstehlich, und selbst am spanischen Hofe, der von jeher wegen seiner raffinierten Leidenschaft für das Furchtbare bekannt war, hatte man noch nie ein so phantastisches kleines Ungeheuer gesehen. Es war auch sein erstes

Auftreten. Man hatte ihn erst am Tage zuvor entdeckt, als er wild im Walde umherlief, und zwei Granden in einem entlegenen Teil des Korkeichenforstes jagten, der um die Stadt läuft. Und sie hatten ihn in den Palast gebracht, als eine Überraschung für die Infantin, da sein Vater, ein armer Köhler, nur zu einverstanden war, wenn man ihn von einem so hässlichen und unbrauchbaren Kinde befreien wollte. Vielleicht war das lustigste an ihm seine vollkommene Unkenntnis der eigenen grotesken Erscheinung. Wirklich schien er ganz glücklich zu sein und voll der besten Laune. Wenn die Kinder lachten, lachte er eben so frei und so frisch wie irgend eins von ihnen, und am Schlusse jeden Tanzes machte er jedem eine der komischen Verbeugungen und lachte und nickte ihnen zu, gerade, als sei er einer von ihnen, und nicht ein kleines ungestaltetes Ding, das die Natur in einer humoristischen Laune gebildet hatte, damit andere seiner spotteten. Und die Infantin bezauberte ihn vollends. Er konnte die Augen nicht von ihr wenden und schien nur für sie zu tanzen; und am Schluss der Vorstellung erinnerte sie sich, wie sie gesehen hatte, dass die grossen Damen des Hofes dem berühmten italienischen Tenor Coffarelli, den der Papst aus seiner eigenen Kapelle nach Madrid geschickt hatte, um des Königs Melancholie durch die Lieblichkeit seiner Stimme zu heilen, Buketts zuwarfen, und da nahm sie die weisse Rose aus dem Haar und warf sie ihm teils aus Scherz, teils, um die Kamera zu ärgern, mit ihrem lieblichsten Lächeln durch die Arena zu; er aber nahm alles ganz ernst, und drückte die Blume an seine roten Lippen und legte die Hand aufs Herz; er grinste von Ohr zu Ohr, und seine kleinen glänzenden Augen sprühten vor Freude.

Das warf den Ernst der Infantin so sehr um, dass sie noch immer lachte, nachdem der kleine Zwerg längst aus der Arena gelaufen war, und dass sie ihrem Onkel den Wunsch aussprach, man solle den Tanz wiederholen. Die Kamera aber entschied mit der Begründung, die Sonne sei zu heiss, es sei besser, wenn ihre Hoheit sofort in den Palast zurückkehrten, wo schon ein wundervolles Mahl für sie bereitet sei, und ein wirklicher Geburtstagskuchen mit ihren eigenen Initialen, die ganz aus farbigem Zucker hergestellt seien, und über dem eine hübsche kleine silberne Fahne von einem Maste wehe. Daher erhob sich die Infantin mit vieler

Würde, und nachdem sie Befehl gegeben hatte, der kleine Zwerg sollte nach der Siesta noch einmal für sie tanzen, und dem jungen Grafen von Terra-Nueva ihren Dank für den reizenden Empfang übermittelt hatte, ging sie zurück in ihre Gemächer, und die Kinder folgten in derselben Reihenfolge, in der sie gekommen waren.

Als nun der kleine Zwerg hörte, dass er noch einmal vor der Infantin tanzen sollte, und auf ihren eigenen, ausdrücklichen Befehl, da war er so stolz, dass er in den Garten hinauslief, und die weisse Rose in überströmender Freude küsste und die ungeschlachteten und unbcholfensten Gesten des Entzückens machte.

Die Blumen waren ganz entrüstet, dass er es wagte, in ihr schönes Heim zu dringen, und als sie sahen, wie er die Wege auf- und niedersprang, und seine Arme auf so lächerliche Weise über dem Kopfe schwang, konnten sie ihre Gefühle nicht mehr bezwingen.

„Er ist wirklich zu hässlich, als dass man ihm erlauben könnte, irgendwo zu spielen, wo wir sind,“ riefen die Tulpen.

„Er sollte Mohnsaft trinken und auf tausend Jahre schlafen gehen,“ sagten die grossen Scharlachlilien, und sie erhitzten sich und wurden ganz zornig.

„Er ist ein wahres Scheusal!“ rief der Kaktus. „Er ist ja ganz verbogen und verstümmelt, und sein Kopf steht in gar keinem Verhältnis zu seinen Beinen. Wahrhaftig, mir läuft eine Gänsehaut über den ganzen Körper, und wenn er mir nahe kommt, werde ich ihn mit meinen Dornen stechen.“

„Und er hat wahrhaftig eine meiner besten Blüten,“ rief der weisse Rosenbaum. „Ich habe sie heute morgen selbst der Infantin gegeben als Geburtstagsgeschenk, und er hat sie ihr gestohlen.“ Und er rief, so laut er konnte: „Dieb! Dieb! Dieb!“

Selbst die roten Geranien, die sich für gewöhnlich gar kein Ansehen gaben, und von denen bekannt war, dass sie selber viele arme Verwandte hatten, empörten sich vor Abscheu, als sie ihn sahen, und als die Veilchen bescheiden bemerkten, er sei zwar furchtbar hässlich, aber es sei doch nicht seine Schuld, entgegneten sie mit viel Verunft, das sei gerade sein Hauptfehler, und es sei kein Grund, einen Menschen zu bewundern, weil er unheilbar sei; und wirklich empfanden selbst einige Veilchen, dass die Hässlichkeit des kleinen Zwergs fast aufdringlich sei, und dass er viel mehr

Geschmaek verraten würde, wenn er traurig aussähe, oder mindestens nachdenklich, austatt lustig herumzuhüpfen, und sich in so groteske und alberne Stellungen zu werfen.

Und die alte Sonnenuhr, die eine sehr ausgesprochene Persönlichkeit war, und einst keinem Geringeren als dem Kaiser Karl V. selbst die Stunden angezeigt hatte — die Sonnenuhr war so entsetzt über die Meinung des kleinen Zwerges, dass sie mit ihrem langen Schattenfinger fast zwei volle Minuten anzuzeigen vergessen hatte; und schliesslich konnto sie sich nicht enthalten, zu dem grossen milchweissen Pfau, der sich auf der Balustrade sonnte, zu sagen, es wisse doch jeder, dass die Kinder von Königen Könige wären, und die Kinder von Köhlern Köhler, und es sei absurd, zu behaupten, es wäre nicht so; mit dieser Feststellung war der Pfau sehr einverstanden, und er kreischte: „Gewiss, gewiss!“ mit einer so lauten und scharfen Stimme, dass die Goldfische, die im Bassin des kühlen, plätschernden Brunnens wohnten, ihre Köpfe zum Wasser hinausstreckten und die grossen steinernen Tritonen fragten, was in aller Welt es gäbe.

Aber die Vögel liebten ihn. Sie hatten ihn oft im Walde gesehen, wenn er wie ein Elb über die wirbelnden Blätter tanzte, oder in irgend einem alten, hohlen Eichbaum hockte und seine Nüsse mit den Eichhörnchen teilte. Sie kümmerten sich nicht im geringsten um seine Hässlichkeit. Ja! selbst die Nachtigall, die des Abends so lieblich in den Orangerien sang, dass sich bisweilen der Mond herniederneigte, um ihr zu lauschen, sah doch nach nichts Besondern aus; und ausserdem — er war gut zu ihnen gewesen und während jenes furchtbar harten Winters, als es gar keine Beeren mehr auf den Bäumen gab und als der Boden hart war wie Eisen, und die Wölfe bis an die Tore der Stadt gekommen waren, um Nahrung zu suchen, da hatte er sie nie vergessen, sondern ihnen immer Krumen aus seiner kleinen Schwarzbrottrinde gegeben, und immer mit ihnen geteilt, wenn sein Frühstück auch noch so ärmlich gewesen war.

Daher flogen sie immer um ihn herum, berührten seine Backen im Fluge leicht mit ihren Flügeln und schwätzten miteinander; und der kleine Zwerg war so froh, dass er sich nicht enthalten konnte, ihnen die herrliche weisse Rose zu zeigen und ihnen zu

erzählen, dass die Infantin selbst sie ihm gegeben habe, weil sie ihn liebte.

Sie verstanden kein Wort von dem, was er sagte, aber das tat nichts, denn sie neigten den Kopf zur Seite und sahen klug aus; und das ist ebenso gut, wie etwas verstehen und viel leichter.

Die Eidechsen fassten aneh eine grosse Vorliebe für ihn, und als er müde war umherzulaufen und sich ins Gras warf, um zu ruhen, da spielten und balgten sie sich auf ihm herum und versuchten, ihn so gut, wie sie konnten, zu unterhalten.

„Nicht jeder kann so schön sein wie eine Eidechse,“ riefen sie; „das wäre zu viel verlangt. Und wenn es auch absurd klingt — im Grunde ist er gar nicht so hässlich; natürlich muss man die Augen zumachen und ihn nicht ansehen.“ Die Eidechsen waren sehr philosophisch veranlagt und sassen oft Stunden und stundenlang zusammen und dachten, wenn sie sonst nichts zu tun hatten, oder das Wetter zu regnerisch war, um auszugehen.

Die Blumen aber waren sehr chokiert über ihr Benehmen und über das Benehmen der Vögel.

„Das zeigt wieder,“ sagten sie, „wie entsittlichend dieses ewige Hin- und Herfliegen und Rennen wirkt. Wohlerzogene bleiben immer auf der gleichen Stelle, so wie wir. Niemals hat man uns die Wege auf- und niederhüpfen sehen, oder im Gras wie toll hinter den Wasserjungfern her galoppieren. Wenn wir einen Luftwechsel nötig haben, dann schieken wir nach dem Gärtner, und er bringt uns in ein anderes Bett. So ziemt es sich, und so sollte es sein. Aber Vögel und Eidechsen haben keinen Sinn für Ruhe. Die Vögel haben ja nicht einmal eine ständige Adresse. Sie sind die reinen Vagabunden, wie die Zigeuner, und man sollte sie ebenso behandeln.“

So hoben sie ihre Nasen in die Luft und sahen sehr hochmütig drein, und waren sehr froh, als sie nach einiger Zeit sahen, wie der kleine Zwerg sich vom Gras aufraffte, und über die Terrasse auf den Palast zuing.

„Man sollte ihn wahrhaftig für den Rest seines natürlichen Lebens einsperren,“ sagten sie. „Seht doch den buckligen Rücken und seine krummen Säbelbeine,“ und sie begannen zu kichern.

Aber der kleine Zwerg wusste nichts von all dem. Ihm gefielen

die Vögel und Eidechsen sehr, und er dachte, dass die Blumen die herrlichsten Dinge in der ganzen Welt seien, ausgenommen natürlich die Infantin; aber dann hatte sie ihm ja die weisse Rose gegeben, und sie liebte ihn; das machte einen grossen Unterschied. Wie wünschte er, dass er mit ihr gegangen wäre! Sie würde ihn zu ihrer rechten Hand gestellt haben, und er wäre nie von ihrer Seite gewichen, sondern hätte sie zu seiner Gespielin gemacht und sie alle möglichen wundervollen Kunststücke gelehrt. Denn wenn er auch nie zuvor in einem Palast gewesen war, so wusste er doch viele besondere Dinge. Er konnte aus Binsen kleine Käfige bauen, in denen die Grashüpfer singen, und konnte aus langgliedrigem Bambus die Flöte schneiden, die Pan zu hören liebt. Er kannte den Schrei jeden Vogels und konnte den Star aus den Kronen der Bäume rufen und den Reiher von dem See. Er kannte die Spur jedes Tieres und konnte den Hasen an den leichten Eindrücken seiner Füsse verfolgen und den Eber an den zertretenen Blättern. Alle Tänze des Windes kannte er: den tollen Tanz im roten Gewand mit dem Herbst, den leichten Tanz in blauen Sandalen über dem Kern, den Tanz mit weissen Schneekränzen im Winter und den Blütentanz durch die Gärten im Frühling. Er wusste, wo die Waldtauben ihre Nester bauten, und einmal, als ein Vogelsteller die Elternvögel weggefangen hatte, da hatte er die Jungen selber aufgezogen, und hatte ihnen einen Taubenschlag in der Höhle einer zersplitterten Ulme gebaut. Sie waren ganz zahm und frassen jeden Morgen aus seiner Hand. Sie würden ihr gefallen, und auch die Kaninchen, die in den langen Farrn umherhüpften, und die Holzhäher mit ihren stahlharten Federn und schwarzen Schnäbeln, und die Igel, die sich zu stacheligen Kugeln aufrollen konnten, und die grossen, klugen Schildkröten, die langsam umherkrochen und die Köpfe schüttelten und an den jungen Blättern nagten. Ja, gewiss, sie musste mitkommen in den Wald und mit ihm spielen. Er würde ihr sein eigenes, kleines Bett geben, und neben dem Fenster bis zur Dämmerung wachen, um aufzupassen, dass ihr das wilde gehörnte Volk keinen Harm antat und dass die hageren Wölfe der Hütte nicht zu nahe kamen. Und mit der Dämmerung würde er an die Läden klopfen und sie wecken, und sie würden hinausgehen und den ganzen Tag

lang zusammen tanzen. Wahrhaftig, es war nicht einsam im Walde. Bisweilen ritt ein Bischof vorbei, auf einem weissen Maultier, und las in einem gemalten Buch. Bisweilen kamen auch in grünen Samtmützen und Jacken aus gegerbtem Wildleder die Falkeniere vorüber, mit verkappten Falken auf der Faust. Zur Winzerzeit kamen die Traubentreter mit purpurnen Händen und Füßen, bekränzt mit glänzendem Efeu, und trugen tropfende Schläuche voll Wein; und die Köhler sassen um ihre Kohlenpfannen zur Nacht und sahen zu, wie die trocken Scheite langsam im Feuer verkohlten, und brieten Kastanien in der Asche, und die Räuber kamen aus ihren Höhlen und scherzten mit ihnen. Einmal hatte er auch eine schöne Prozession gesehen, die sich den langen, staubigen Weg nach Teledo hinaufwand. Die Mönche gingen veran und sangen lieblich und trugen bunte Fahnen und Kreuze aus Gold, und in ihrer Mitte gingen drei barfüssige Männer, in seltsamen gelben Gewändern, die ganz mit wundervollen Figuren bemalt waren, und sie trugen brennende Kerzen in ihren Händen. O, es gab viel im Walde zu sehen und wenn sie müde war, würde er ihr eine weiche Moosbank suchen oder sie auf den Armen tragen, denn er war sehr stark, wenn er auch wusste, dass er nicht gress war. Er würde ihr ein Halsband aus Zaunbeeren machen; das würde gerade so hübsch sein, wie die weissen Beeren, die sie auf ihrem Kleide trug; und wenn sie ihrer müde war, konnte sie sie fortwerfen, und er würde ihr andere suchen. Er würde ihr Eichelschalen bringen und tausende von Anemenen, und kleine Glühwürmer als Sterne in dem bleichen Gold ihres Haars.

Aber wo war sie? Er fragte die weisse Rose, und sie antwortete ihm nicht. Der ganze Palast schien zu schlafen, und selbst, wo die Läden nicht geschlossen waren, waren schwere Verhänge vor die Fenster gezogen, um die Glut auszuschliessen. Er ging ganz herum, um eine Stelle zu finden, wo er eintreten könnte, und schliesslich sah er eine kleine verbergene Thür, die offen stand. Er schlüpfte hinein und sah sich in einer glänzenden Halle, glänzender, fürchtete er, als der Wald; es war so viel mehr vergelbdet überall, und selbst der Boden war aus grossen farbigen Steinen, die nach Art von geometrischen Figuren zusammengefügt waren. Aber die kleine Infantin war nicht da, nur einige herrliche weisse

Statuen, die von ihren Jaspis-Pedestalen auf ihn niedersahen, mit traurigen, leeren Augen und seltsam lächelnden Lippen.

Am Ende des Saales hing ein reich gestickter Vorhang aus schwerem Samt, der mit Sonnen und Sternen, des Königs liebsten Symbolen, besät war und gestickt auf der Farbe, die er am liebsten hatte. Vielleicht war sie dahinter verborgen? Er wollte es jedenfalls versuchen.

Er stahl sich also leise hinüber und zog ihn beiseite. Nein; es war nur ein anderes Zimmer, wie er meinte, als das, aus dem er kam. Die Wände waren mit vielgestaltigen grünen Arrazzi von handgemachter Teppicharbeit behangen, die eine Jagd darstellten; sie stammten von einigen flämischen Künstlern, die mehr als sieben Jahre zu ihrer Vollendung gebraucht hatten. Das war einmal das Zimmer von *Jean le Fou* gewesen, wie man ihn nannte, jenes wahnsinnigen Königs, der die Jagd so liebte, dass er oft in seinen Delirien versucht hatte, die grossen bäumenden Rosse zu besteigen, und den Hirsch herunterzureissen, auf den die grossen Rüden sprangen, dass er sein Jagdhorn blies und mit seinem Dolch nach dem bleichen fliehenden Wilde stach. Jetzt benutzte man es als Ratssaal, und auf dem Tisch in der Mitte lagen die roten Portefeuilles der Minister, die die goldenen Tulpen von Spanien eingepresst trugen, und das Wappen und die Embleme des Hauses Habsburg.

Der kleine Zwerg sah in Verwunderung um sich und fürchtete sich weiterzugehen. Die seltsamen schweigenden Reiter, die so geschwind durch die langen Lichtungen ritten, ohne das geringste Geräusch zu machen — sie schienen ihm wie jene furchtbaren Phantome, von denen er die Köhler hatte reden hören — die *Compachos*, die nur bei Nacht jagen, und, wenn sie einem Menschen begegnen, ihn in eine Hirschkuh verwandeln und sie jagen. Aber er dachte an die schöne Infantin und fasste Mut. Sie allein wollte er finden und ihr sagen, dass auch er sie liebe. Vielleicht war sie im nächsten Zimmer.

Er lief über die weichen maurischen Teppiche und öffnete die Tür. Nein! dort war sie auch nicht. Das Zimmer war ganz leer. Es war ein Thronzimmer, das zum Empfang fremder Gesandten benutzt wurde, wenn der König — was lange nicht mehr der Fall

gewesen — bereit war, ihnen eine persönliche Audienz zu gewähren; dasselbe Zimmer, in dem vor vielen Jahren die Abgesandten Englands erschienen waren, um den Vertrag über die Heirat ihrer Königin — damals eine der katholischen Fürstinnen Europas — mit des Kaisers ältestem Sohne abzuschliessen. Die Tapeten waren aus vergoldetem Cordovanischen Leder, und ein schwerer vergoldeter Leuchter mit Armen für dreihundert Wachlichter hing von der schwarz und weissen Decke hernieder. Unter einem grossen Thronhimmel aus Goldtuch, auf dem die Löwen und Türme von Castilien in Perlen gestickt waren, stand der Thron selbst, mit einem reichen Tuch aus schwarzem Samt verhangen, das besetzt war mit silbernen Tulpen und mit Silber und Perlen befranst. Auf der zweiten Stufe des Thrones stand der Knieschemel der Infantin mit einem Kissen aus silbergewirktem Tuch, und noch etwas tiefer und ausser dem Bereich des Thronhimmels stand der Sessel für den päpstlichen Nuntius, der allein das Recht hatte, in des Königs Gegenwart bei allen öffentlichen Zeremonien zu sitzen, und dessen Kardinalshut mit seinen verschlungenen, scharlachnen Troddeln auf einem purpurnen Taburett davor lag. An der Wand gegenüber dem Throne hing ein lebensgrosses Porträt Karls V. im Jagdgewand, mit einer grossen Dogge ihm zur Seite; und ein Bildnis Philipps II., der die Huldigung der Niederlande entgegennimmt, nahm die Mitte der anderen Wand ein. Zwischen den Fenstern stand ein Geheimschrank aus schwarzem Ebenholz, mit Elfenbeinplatten eingelegt, auf denen die Gestalten des Totentanzes von Holbein eingeschnitten waren — einige sagten, von der Hand jenes berühmten Meisters selbst.

Aber der kleine Zwerg kümmerte sich nicht um all diese Pracht. Er hätte seine Rose nicht um alle Perlen des Thronhimmels fortgegeben, und nicht einmal ein Blatt seiner Rose um den ganzen Thron selbst. Er wollte nur die Infantin sehen, ehe sie in das Zelt hinausging, und er wollte sie bitten, mit ihm fortzugehen, wenn er seinen Tanz geendet hätte. Hier, im Palast, war die Luft eng und schwer, aber im Wald blies ein frischer Wind, und das Sonnenlicht trennte mit schweifenden Goldhänden die zitternden Blätter. Auch Blumen waren im Walde, nicht so kostbare, vielleicht wie die Blumen im Garten, aber dafür von um so süsserem Duft;

Hyazinthen im Vorfrühling, die mit wogendem Purpur die kühlen Schluchten und die grasbewachsenen Hügel überfluteten; gelbe Primeln, die in kleinen Büscheln um die verwitterten Wurzeln der Eichen wuchsen; buntes Schellkraut und blauer Ehrenpreis und lila und goldene Iris. An den Haselstauden hingen graue Kätzchen, und der Fingerhut neigte sich unter dem Gewicht seiner gesprenkelten Blüten, in denen die Bienen heimisch waren. Die Kastanie hatte ihre Türme von weissen Sternen und der Hagedorn seine bleichen Monde der Schönheit. Ja; gewiss: sie würde kommen, wenn er sie nur finden könnte. Sie würde mit ihm kommen in den schönen Wald, und den ganzen Tag lang würde er für sie tanzen, um sie zu erfreuen. Ein Lächeln entflamnte seine Augen bei dem Gedanken, und er ging in das nächste Zimmer.

Von allen Zimmern war dieses das glänzendste und das schönste. Die Wände waren mit rosenfarbigem Damast bespannt, der mit Vögeln gemustert war, und bedeckt mit zierlichen, silbernen Blüten; die Einrichtung war aus massivem Silber, mit blühenden Girlanden behangen und schwebenden Amoretten; vor den zwei grossen Kaminen standen mächtige Schirme, die mit Papageien und Pfauen bestickt waren und der Boden, aus meergrünem Onyx, schien sich weit in die Ferne zu ziehen. Und er war nicht allein. Unter dem Schatten der Tür, am fernen Ende des Zimmers, erblickte er eine kleine Gestalt, die ihn ansah. Sein Herz zitterte, ein Freudenschrei brach von seinen Lippen, und er trat hinaus in das Sonnenlicht. Als er es tat, trat auch die Gestalt heraus, und er sah sie nun deutlich.

Die Infantin! O, es war ein Scheusal, das groteskeste Scheusal, das er je gesehen hatte. Nicht richtig gestaltet, wie alle anderen Menschen, sondern bucklig und krummbeinig, mit grossem, hängendem Kopf und einer Mähne von schwarzem Haar. Der kleine Zwerg runzelte die Stirn, und das Scheusal runzelte auch die Stirn. Er lachte, und es lachte mit ihm und stemmte die Hände in die Seite, gerade wie er. Er machte ihm eine höhnische Verbeugung, und es gab ihm die tiefe Reverenz zurück. Er ging auf es zu, und es kam ihm entgegen und machte jeden Schritt nach, den er tat, und es stand stille, wenn er stille stand. Er jubelte vor Vergnügen und lief vorwärts und streckte seine Hand aus, und die Hand des

Scheusals berührte seine, und sie war kalt wie Eis. Ihm wurde angst, und er streckte seine Hand zur Seite, und die Hand des Scheusals folgte ihr flink. Er versuchte, weiter zu gehen, aber etwas Glattes und Hartes hielt ihn zurück. Das Gesicht des Scheusals war nun dicht neben seinem, und es schien voll Angst zu sein. Er strich sich das Haar aus den Augen. Es ahmte ihm nach. Er schlug nach ihm aus, und es gab Schlag für Schlag zurück. Er schnitt ihm Gesichter, und es schnitt ihm scheussliche Fratzen. Er fuhr zurück, und es entfernte sich.

Was war es? Er dachte einen Augenblick nach und sah sich dann rings im Saale um. Es war seltsam, aber alles schien in dieser unsichtbaren Wand von klarem Wasser sein Ebenbild zu haben. Ja, Bild für Bild wiederholte sich, und Sessel für Sessel. Der schlafende Faun, der bei dem Alkoven neben der Tür lag, hatte seinen schlummernden Zwilling Bruder, und die Silbervenus im Sonnenlicht streckte den Arm aus nach einer Venus, so schön wie sie.

War es das Echo? Er hatte einmal im Tale nach ihm gerufen, und es war Wort für Wort zurückgetönt. Konnte es das Auge täuschen, wie das Ohr? Konnte es eine Welt des Scheines schaffen, die der wirklichen Welt ganz gleich war? Konnten die Schatten der Dinge Farbe haben und Leben und Bewegung? War es möglich, dass —?

Er fuhr zusammen. Er nahm die herrliche weisse Rose von seiner Brust und wandte sich um und küsste sie. Das Scheusal hatte auch eine Rose, Blatt für Blatt ihr gleich! Er küsste sie mit gleichen Küssen und drückte sie ans Herz mit schrecklichen Gebärden.

Als ihm die Wahrheit aufdämmerte, stiess er einen lauten Schrei der Verzweiflung aus und fiel schluchzend zu Boden. Er also war umgestaltet und bucklig, scheusslich anzusehen und grotesk. Er selbst war das Scheusal und über ihn hatten die Kinder gelacht und die kleine Prinzessin, die, wie er geglaubt hatte, ihn liebte — auch sie hatte nur über seine Hässlichkeit gespottet und sich über seine krummen Glieder lustig gemacht. Warum hatte man ihn nicht im Walde gelassen, wo es keinen Spiegel gab, um ihm zu sagen, wie ekelhaft er war? Warum hatte ihn nicht sein Vater getötet, anstatt ihn in seine Schande zu verkaufen? Die heissen Tränen

liefen ihm die Backen herunter, und er riss die weisse Rose in Stücke. Das kriechende Scheusal tat das gleiche und warf die blasser Blätter in die Luft. Es kroch am Boden, und wenn er es ansah, beobachtete es ihn mit schmerzverzerrtem Gesicht. Er wand sich fort, um es nicht zu sehen, und bedeckte seine Augen mit den Händen. Er kroch wie ein verwundetes Tier in den Schatten, und dort blieb er stöhnend liegen.

Und in diesem Augenblick kam die Infantin selbst mit ihren Gespielen durch die offene Balkontür herein, und als sie den hässlichen kleinen Zwerg am Boden liegen sahen und auf phantastische und übertriebene Art mit seinen geballten Händen um sich schlugen, da brachen sie in lautes glückliches Lachen aus, und umringten und beobachteten ihn.

„Sein Tanzen war lustig“, sagte die Infantin; „aber sein Spiel ist noch lustiger. Er ist beinah so gut wie Drahtpuppen, nur längst nicht so natürlich.“ Und sie fächelte mit ihrem grossen Fächer und klatschte Beifall.

Aber der kleine Zwerg sah nicht ein einziges Mal auf, und sein Schluchzen wurde schwächer und schwächer, und plötzlich rang er merkwürdig nach Luft und griff sich in die Scite. Und dann fiel er zurück und lag ganz still.

„Das ist grossartig“, sagte die Infantin nach einer Pause; „aber jetzt sollst du für mich tanzen.“

„Ja“, riefen die Kinder, „du musst aufstehen und tanzen, denn du bist ebenso klug wie die Berberaffen und viel lächerlicher.“

Aber der kleine Zwerg antwortete nicht.

Und die Infantin stampfte mit dem Fuss, und rief ihren Onkel, der mit dem Kanzler auf der Terrasse stand und einige Depeschen las, die gerade aus Mexico gekommen waren, wo man kürzlich das Heilige Amt eingerichtet hatte.

„Mein lustiger kleiner Zwerg ist mürrisch“, rief sie, „du musst ihn aufwecken und ihm sagen, dass er für mich tanzen soll.“

Sie lächelten einander zu und kamen herein, und Don Pedro beugte sich nieder und schlug den Zwerg mit seinem gestickten Handschuh auf die Backe.

„Du sollst tanzen“, rief er. „Kleines Scheusal, du sollst tanzen. Die Infantin von Spanien und der beiden Indien will amüsiert sein.“

Aber der kleine Zwerg rührte sich nicht.

„Man sollte nach dem Peitschenmeister schicken“, sagte Don Pedro müde und ging wieder auf die Terrasse hinaus. Aber der Kanzler machte ein ernstes Gesicht und kniete neben dem kleinen Zwerg nieder und legte die Hand auf sein Herz. Und nach ein paar Augenblicken zuckte er mit den Schultern, stand auf, machte der Infantin eine tiefe Verbeugung und sagte:

„*Mi bella Princesa*, Ihr komischer kleiner Zwerg wird nie mehr tanzen. Es ist schade; denn er ist so hässlich, dass er dem König hätte ein Lächeln entlocken können.“

„Aber warum wird er nicht mehr tanzen?“ fragte die Infantin lachend.

„Weil ihm das Herz gebrochen ist“, antwortete der Kanzler.

Und die Infantin zog die Stirn in Falten, und ihre niedlichen, rosenblättrigen Lippen warfen sich in hübscher Verachtung auf.

„In Zukunft lasst die, die mit mir zu spielen kommen, keine Herzen haben“, rief sie und lief in den Garten hinaus.

## DER FISCHER UND SEINE SEELE.



EDEN Abend fuhr der Fischer hinaus auf das Meer und warf seine Netze ins Wasser.

Wenn der Wind vom Lande blies, fing er nichts, oder höchstens ein wenig, denn es war ein bitterer schwarzüflügiger Wind und rauhe Wellen bäumten sich ihm entgegen. Wenn aber der Wind zur Küste wehte, dann kamen die Fische aus der Tiefe herein und schwannten in die Maschen seiner Netze, und er trug sie auf den Markt und verkaufte sie.

Jeden Abend fuhr er hinaus auf das Meer, und einen Abend war das Netz so schwer, dass er es kaum ins Boot ziehen konnte. Und er lachte und sprach zu sich: „Wahrlich, ich habe entweder alle Fische gefangen, die schwimmen, oder ich habe ein finstres Ungeheuer geangelt, das für die Menschen ein Wunder sein wird, oder etwas Grauenhaftes, nach dem die grosse Königin verlangen wird;“ und er nahm alle Kraft zusammen und zog an den rauhen Tauen, bis auf seinen Armen, wie Linien aus blauem Email auf einem Bronzegefäss, die Adern auflagen. Er zog an den dünnen Tauen, und näher und näher kamen die Reihen von flachen Korkstücken, und das Netz kam endlich ganz zur Oberfläche des Wassers.

Aber kein Fisch war darin, und auch kein Ungeheuer, noch etwas Grauenhaftes, sondern nur ein kleines Meermädchen, das in festem Schlafe lag.

Ihr Haar war ein feuchtes, goldenes Vlies, und jedes einzelne Haar wie ein Faden aus feinem Golde in einer glänzenden Schale. Ihr Leib war wie weisses Elfenbein, und ihr Schwanz war aus Silber und Perlen. Silber und Perlen war ihr Schwanz, und die grünen Algen der See schlangen sich darum; und wie Seemuscheln waren ihre Ohren, und ihre Lippen waren wie Meerkorallen. Die kalten Wogen spritzten über ihre kalten Brüste, und das Salz glitzerte auf ihren Augenlidern.

So schön war sie, dass der junge Fischer, als er sie sah, von Staunen erfüllt war, und er streckte die Hand aus und zog das Netz dicht

an sich, und er lehnte sich über das Boot und nahm sie in seine Arme. Und als er sie berührte, stiess sie einen Schrei aus wie eine erschreckte Möwe und sah ihn entsetzt mit ihrer Malven- und Amethyst-Augen an und waud sich, um ihm zu entkommen. Er aber hielt sie fest an sich gedrückt und wollte sie nicht fortlassen. Und als sie sah, dass sie sich ihm auf keine Weise entwinden konnte, begann sie zu weinen und sagte:

„Ich bitte dich, lass mich gehen, denn ich bin die einzige Tochter eines Königs, und mein Vater ist alt und allein.“

Aber der junge Fischer antwortete:

„Ich will dich nicht gehen lassen, wenn du mir nicht das Versprechen gibst, so oft ich dich rufe, heranzukommen und mir zu singen, denn die Fische freut es, dem Sange des Meervolkes zu lauschen, und so werden meine Netze sich füllen.“

„Willst du mich in Wahrheit gehen lassen, wenn ich dir das verspreche?“ rief das Meermädchen.

„Ich will dich in Wahrheit gehen lassen,“ sagte der junge Fischer. Da gab sie ihm das Versprechen, das er verlangte und schwor es beim Eide des Meervolkes. Und er löste die Arme von ihr, und sie sank hinab in das Wasser und zitterte vor fremder Furcht.

Jeden Abend ging der junge Fischer hinaus aufs Meer und rief dem Meermädchen, und sie stieg empor aus dem Wasser und sang ihm. Und rings um sie schwammen die Delphine, und die wilden Möwen kreisten um ihren Kopf.

Und sie sang ein herrliches Lied. Denn sie sang vom Meervolk, das seine Herden von Höhle zu Höhle treibt, und die kleinen Kälber auf der Schulter trägt; von den Tritonen, die lange, grüne Bärte haben und behaarte Brüste und die durch gewundene Muscheln blasen, wenn der König vorüberzieht; von dem Palast des Königs, der ganz aus Bernstein ist, mit einem Dach aus klarem Smaragd, und Böden aus strahlenden Perlen; und von den Gärten des Meeres, wo die grossen geflochtenen Korallenfächer den ganzen Tag lang wogen und wallen, und die Fische umherschliessen gleich silbernen Vögeln, und die Anemonen sich an die Felsen klammern und die Nelken im gewellten gelben Sande wurzeln. Sie sang von den grossen Walen, die von den Meeren des Nordens herniederkommen und scharfe Eiszapfen in ihren Kiemen hängen haben; von den

Sirenen, die von so wunderbaren Dingen singen, dass die Kaufleute ihre Ohren mit Wachs verstopfen müssen, damit sie sie nicht hören und in das Wasser sprangen und ertrinken; von den gesunkenen Galeeren mit grossen Masten, wie die erfrorenen Seefahrer sich an die Tane klammern und die Makrelen durch die offenen Ladelöcher ein- und ausschwimmen; von den kleinen Entenmuscheln, die grosse Reisen machen und sich an die Kiele der Schiffe bohren und um die ganze weite Welt fahren; und vom Tintenfisch, der an den Wänden der Klippen lebt, und seine langen schwarzen Arme ausstreckt und Nacht machen kann, wann er will. Sie sang von Nautilus, der ein eigenes Boot hat, das aus einem Opal geschutzt ist und durch ein silbernes Riegel gesteuert wird; von den glücklichen Meermännern, die auf Harfen spielen und die Ungeheuer in den Schlaf zaubern; von den kleinen Kindern, die die glatten Meersehweinechen fangen und auf ihren Rücken reiten; von den Meer mädchen, die im weissen Schaume liegen, und ihre Arme nach den Seefahrern strecken; und von den Seelöwen mit ihren gebogenen Fangzähnen, und den Seepferden mit ihren fliegenden Mähnen. Und wenn sie sang, kamen all die Thunfische aus der Tiefe herbei, um ihr zu lausehen, und der junge Fischer warf seine Netze um sie und fing sie, und andere traf er mit dem Speer. Und wenn sein Boot gut geladen war, dann sank das Meermädchen hinab in das Meer und lächelte ihm zu.

Aber niemals kam sie ihm nahe, so dass er sie hätte berühren können. Oftmals rief er sie und bat sie, aber sie wollte nicht; und wenn er versuchte sie zu erfassen, tauchte sie ins Wasser, wie wohl ein Seehund taucht, und er sah sie an dem Tage nicht wieder. Und jeden Tag wurde der Klang ihrer Stimme seinen Ohren lieblicher. So lieblich war ihre Stimme, dass er seiner Netze vergass und seiner List, und sich um sein Handwerk nicht mehr kümmerte. Mit roten Flossen und mit Augen aus buckligem Gold zogen die Thunfische in Scharen vorbei; er aber achtete ihrer nicht. Sein Speer lag unbeutzt an seiner Seite und seine Körbe aus geflochtenen Weiden blieben leer. Mit geöffneten Lippen und Augen, die vor Staunen dunkel wurden, sass er in seinem Boot und lauschte, und er lauschte, bis die Meeresnebel um ihn krochen und der wandernde Mond seine braunen Glieder mit Silber färbte.

Und eines Abends rief er sie und sprach:

„Kleines Meermädchen, kleines Meermädchen, ich liebe dich. Nimm mich zum Bräutigam, denn ich liebe dich.“

Aber das Meermädchen schüttelte den Kopf.

„Du hast eine menschliche Seele,“ antwortete sie, „wenn du nur deine Seele fortsenden wolltest, dann könnte ich dich lieben.“

Und der junge Fischer sprach zu sich selber: „Was nützt mir meine Seele? Ich kann sie nicht sehen. Ich kann sie nicht fassen. Ich kenne sie nicht. Wahrlich ich will sie fortsenden, und grosse Freude wird meiner harren.“ Und ein Freudenschrei brach von seinen Lippen, und er stand auf im bemalten Boot und streckte die Arme aus nach dem Meermädchen.

„Ich will meine Seele fortsenden,“ rief er, „und du sollst meine Braut sein, und ich will dein Bräutigam sein, und in der Tiefe des Meeres wollen wir zusammen wohnen, und alles, wovon du gesungen hast, sollst du mir zeigen, und alles, was du verlangst, will ich tun, und unser Leben soll nie getrennt sein.“

Und das kleine Meermädchen lachte vor Vergnügen und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Aber wie soll ich meine Seele von mir schicken?“ rief der junge Fischer. „Sage mir, wie ich es tun kann, und siehe, es soll geschehen.“

„Ach! ich weiss es nicht,“ sagte das kleine Meermädchen, „das Meervolk hat keine Seelen.“ Und sie sank hinab in die Tiefe und sah ihn sehnsuchtsvoll an.

Und früh am nächsten Morgen, ehe die Sonne um die Spanne einer Manneshand über dem Hügel war, ging der junge Fischer zum Hause des Priesters und pochte dreimal an die Tür.

Der Novize blickte durch die kleine Tür hinaus, und als er sah, wer es war, zog er den Riegel zurück und sprach: „Tritt ein“.

Und der junge Fischer trat ein und kniete auf den duftigen Binsen des Bodens nieder und rief zu dem Priester, der aus dem heiligen Buche las, und sprach zu ihm:

„Vater, ich liebe eine vom Meervolk, und meine Seele hindert mich, mein Verlangen zu erfüllen. Sage mir, wie ich meine Seele

von mir seliicken kanu, denn wahrlich, ich brauche sie nicht. Welchen Wert hat meine Seele für mich? Ich kann sie nicht sehen. Ich kann sie nicht fassen. Ich kenne sie nicht.“

Und der Priester schlug sich die Brust und sprach:

„Weh, weh, du bist walnsinnig, oder du hast von verderblichen Kräutern gegessen, denn die Seele ist der edelste Teil des Menschen, und wird uns von Gott gegeben, dass wir sie edel gebrauchen sollen. Es gibt nichts Kostbarer als die menschliche Seele, und nichts Irdisches kann sie aufwiegen. Sie ist alles Gold wert, das in der Erde ist, und sie ist wertvoller als die Rubinen der Könige. Deshalb, mein Sohn, denke nicht mehr daran, denn es ist eine Sünde, für die es keine Vergebung gibt. Und das Meer-volk! das ist verloren, und die sich mit ihm einlassen, sind auch verloren. Es ist wie die Tiere des Feldes, die nicht das Gute vom Bösen trennen, und für sie ist der Herr nicht gestorben.“

Die Augen des jungen Fischers füllten sich mit Tränen, als er die bitteren Worte des Priesters hörte, und er stand von den Knien auf und sprach:

„Vater, die Faune leben im Wald und sind froh, und auf den Felsen sitzen die Meermänner mit ihren Harfen aus rotem Gelde. Lass mich sein, wie sie sind, ich bitte dich, denn ihre Tage sind wie die Tage der Blumen. Und meine Seele! was nützt mir meine Seele, wenn sie zwischen mir steht und dem, was ich liebe?“

„Die Liebe des Leibes ist verächtlich,“ rief der Priester und zog die Stirn in Falten, „und verächtlich und böse sind auch die heidnischen Wesen, die Gott durch seine Welt wandern lässt. Verflucht seien die Faune des Waldes, und verflucht seien die Sänger des Meeres! Ich habe sie zur Nacht gehört, und sie versuchten, mich von meinen Gebeten zu locken. Sie klopfen ans Fenster und lachen. Sie flüstern mir in die Ohren das Märehen von ihren verderblichen Freuden. Sie versuchen mich mit Versuchungen, und wenn ich beten will, schneiden sie mir Fratzen zu. Sie sind verloren, sage ich dir, sie sind verloren. Für sie gibt es weder Himmel noch Hölle, und nicht hier, nicht dort sollen sie Gottes Namen preisen.“

„Vater“, rief der junge Fischer, „du weisst nicht, was du sagst. Einst fing ich in meinem Netze die Tochter eines Königs. Sie ist schöner

als der Morgenstern und weisser als der Mond. Für ihren Leib will ich meine Seele geben, und um ihrer Liebe willen fahre der Himmel dahin. Sage mir, um was ich dich frage und lasse mich in Frieden ziehen.“

„Fort! Fort!“ rief der Priester: „Deine Buhle ist verloren, und du sollst mit ihr verloren sein!“ Und er gab ihm keinen Segen, sondern trieb ihn von seiner Thür.

Und der junge Fischer ging hinab auf den Markt; und er ging langsam und senkte den Kopf, wie einer, der Trauer hat.

Und als die Kaufleute ihn kommen sahen, begannen sie untereinander zu flüstern, und einer von ihnen kam ihm entgegen und rief ihn beim Namen und sprach:

„Was hast du zu verkaufen?“

„Ich will dir meine Seele verkaufen“, antwortete er, „ich bitte dich, kaufe sie mir ab, denn ich bin ihrer müde. Was nützt mir meine Seele? Ich kann sie nicht sehen. Ich kann sie nicht fassen. Ich kenne sie nicht.“

Aber die Kaufleute verspotteten ihn und sprachen:

„Was nützt eines Menschen Seele uns? Sie ist kein Stück geprägten Silbers wert. Verkaufe uns deinen Leib als Sklave und wir wollen dich in Meerespurpur kleiden und einen Ring auf deinen Finger tun und dich zum Liebling der grossen Königin machen. Aber rede nicht von deiner Seele: für uns ist sie nichts und sie hat keinen Wert für unser Geschäft.“

Und der junge Fischer sprach zu sich: „Wie seltsam das ist! Der Priester sagt mir, die Seele sei alles Gold der Erde wert, und die Kaufleute sagen, sie sei kein Stück geprägten Silbers wert.“ Und er ging fort von dem Markt und ging hinab zur Küste des Meeres und begann darüber zu sinnen, was er tun sollte.

Und mittags fiel ihm ein, wie ihm einer seiner Genossen, der ein Meerfenchelsucher war, von einer jungen Hexe gesprochen hatte, die in einer Höhle am Ende der Bucht wohnte und grosses Wissen in vielen Dingen hatte. Und er machte sich auf und lief zu ihr, so begierig war er, seine Seele los zu sein, und eine Wolke von Staub folgte ihm, als er auf dem Sand um die Küste eilte. An dem Jucken ihrer Hand erkannte die Hexe, dass er kam, und sie lachte und liess ihr rotes Haar herunter. Und mit dem roten

Haar, das um sie fiel, stand sie am Eingang der Höhle und in ihrer Hand hielt sie einen Zweig wilden Schierlings, der blühte. „Was wünschst du? Was wünschst du?“ rief sie, als er keuchend den Abhang heraufkam und sich vor ihr neigte. „Fische fürs Netz, wenn der Wind garstig ist? Ich habe eine kleine Rohrpfife, und wenn ich darauf blase, kommen die Meeräuschen in die Bucht gesegelt. Aber sie hat ihren Preis, schöner Knabe, sie hat ihren Preis. Was wünschst du? Was wünschst du? Einen Sturm, dass die Schiffe scheitern, und die Kisten reicher Kaufleute an die Küste spülen? Ich habe mehr Stürme als der Wind, denn ich diene einem, der stärker ist als der Wind, und mit einem Sieb und einem Eimer Wassers kann ich die grossen Galeeren zum Grunde des Meeres senden. Aber ich habe meinen Preis, schöner Knabe, ich habe meinen Preis. Was wünschst du? Was wünschst du? Ich weiss eine Blume, die im Tal wächst, niemand kennt sie ausser mir. Sie hat purpurne Blätter und einen Stern im Herzen, und ihr Saft ist weiss wie Milch. Wenn du mit dieser Blume die harten Lippen der Königin berührst, dann folgt sie dir über die ganze Welt. Aus dem Bette des Königs würde sie aufstehen, und über die ganze Welt dir folgen. Aber sie hat ihren Preis, schöner Knabe, sie hat ihren Preis. Was wünschst du? Was wünschst du? Ich kann eine Kröte im Mörser zerstampfen und eine Brühe draus machen, und die Brühe mit der Hand eines Toten rühren. Spritze sie auf deinen Feind, wenn er schläft, und er wird sich in eine schwarze Viper verwandeln, und seine eigene Mutter wird ihn erschlagen. Mit einem Rade kann ich den Mond vom Himmel ziehen und in einem Kristall den Tod dir zeigen. Was wünschst du? Was wünschst du? Sage mir deinen Wunsch, und ich will ihn erfüllen, und du sollst mir einen Preis zahlen, schöner Knabe, du sollst nur einen Preis zahlen!“

„Mein Wunsch steht nur nach einem kleinen Dinge!“ sagte der junge Fischer, „aber der Priester ist zornig auf mich geworden und hat mich davon gejagt. Mein Wunsch steht nur nach einem kleinen Dinge, aber die Kaufleute haben mich verhöhnt und es mir abgesehen. Darum bin ich zu dir gekommen, obgleich die Menschen dich böse nennen, und was auch dein Preis sei, ich will ihn bezahlen.“

„Was willst du?“ fragte die Hexe und trat ihm näher.

„Ich will meine Seele von mir senden“, antwortete der junge Fischer.

Die Hexe erbleichte und schauderte und verbarg ihr Gesicht in ihrem blauen Mantel.

„Schöner Knabe, schöner Knabe“, murmelte sie, „das zu tun, ist furchtbar.“

Er warf seine braunen Locken zurück und lachte.

„Meine Seele ist mir ein Nichts“, antwortete er. „Ich kann sie nicht sehen. Ich kann sie nicht fassen. Ich kenne sie nicht.“

„Was willst du mir geben, wenn ich dir sage?“ fragte die Hexe und sah auf ihn nieder mit ihren schönen Augen.

„Fünf Stücke Goldes“, antwortete er, „und meine Netze und mein geflochtenes Haus, wo ich wohne, und das bemalte Boot, in dem ich fahre. Nur sage mir, wie ich meine Seele los werde, und ich will dir alles geben, was ich besitze.“

Sie lachte spöttisch über ihn und traf ihn mit dem Zweig des Schierlings.

„Ich kann die Blätter des Herbstes in Gold verwandeln“, sagte sie, „und kann die bleichen Strahlen des Mondes zu Silber weben, wenn ich will. Der, dem ich diene, ist reicher als alle Könige der Welt und beherrscht alle ihre Länder.“

„Was also soll ich dir geben“, rief er, „wenn dein Preis weder Gold noch Silber ist?“

Die Hexe strich sich übers Haar mit ihrer dünnen, weissen Hand.

„Du mußt mit mir tanzen, schöner Knabe“, murmelte sie, und sie lächelte ihm zu, als sie sprach.

„Weiter nichts?“ rief der junge Fischer verwundert und sprang auf die Füße.

„Weiter nichts“, antwortete sie und lächelte ihm wieder zu.

„So wollen wir an geheimem Orte tanzen, wenn die Sonne untergeht“, sagte er, „und wenn wir getanzt haben, wirst du mir sagen, was mich zu wissen verlangt.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn der Mond voll ist, wenn der Mond voll ist“, murmelte sie. Dann spähte sie ringsumher und lauschte. Ein blauer Vogel erhob sich kreischend aus seinem Nest und kreiste über den Dünen,

und drei fleckige Vögel rasehelten durch das harte, graue Gras und piffen sich zu. Und sonst war kein Laut, ausser dem Laut der Wogen, die unten über die glatten Kiesel rollten. Da streckte sie ihre Hand aus, zog ihn dicht an sich und legte ihm ihre dünnen Lippen dicht ans Ohr.

„Heute nacht musst du mit mir zum Grat des Gebirges kommen“, flüsterte sie, „es ist ein Sabbath, und ER wird da sein.“

Der junge Fischer fuhr zusammen und sah sie an, und sie zeigte ihre weissen Zähne und lachte.

„Wer ist Er, von dem du sprichst?“ fragte er.

„Das ist gleich“, antwortete sie. „Komm heute nacht und stehe unter den Zweigen der Weissbuche und warte, bis ich komme. Wenn ein schwarzer Hund auf dich zuläuft, schlage ihn mit einer Wünschelrute, und er wird fortgehen. Wenn eine Eule zu dir spricht, antworte nicht. Wenn der Mond voll ist, werde ich bei dir sein, und wir wollen auf dem Grase tanzen.“

„Aber willst du schwören, mir zu sagen, wie ich meine Seele von mir senden kann?“ fragte er.

Sie ging in das Sonnenlicht hinaus, und der Wind kräuselte ihr rotes Haar.

„Bei den Hufen der Geiss schwöre ich es“, antwortete sie.

„Du bist die beste der Hexen“, rief der junge Fischer, „und ich will wahrlich heute nacht mit dir tanzen auf dem Grat des Gebirges. Ich wollte zwar, du hättest Gold oder Silber von mir verlangt. Aber wie auch dein Preis ist, du sollst ihn haben, denn es ist wenig.“

Und er senkte die Mütze vor ihr und neigte den Kopf tief und lief zurück in die Stadt, von grosser Freude erfüllt.

Und die Hexe sah ihm nach, als er sich entfernte, und als er ihr aus den Augen war, ging sie zurück in die Höhle, und nahm einen Spiegel aus einer Lade von geschnitztem Zedernholz und setzte ihn auf ein Gestell und verbrannte auf Kohlen Eisenkraut davor und sah durch den Wirbel des Rauches. Und nach einer Weile ballte sie zornig die Hände.

„Er hätte mein sein sollen“, murmelte sie. „Ich bin so schön wie sie.“

Und am Abend, als der Mond sich erhoben hatte, stieg der junge Fischer zum Grat des Gebirges empor und stellte sich unter die Zweige der Weissbuche. Wie ein Schild blanken Silbers lag der runde Meerbusen zu seinen Füssen, und die Schatten der Fischerboote bewegten sich in der kleinen Bucht. Eine grosse Eule mit gelben schwefeligen Augen rief ihn bei seinem Namen, aber er antwortete nicht. Ein schwarzer Hund lief zu ihm und knurrte. Er schlug ihm mit einer Weidenrute, und der Hund lief winselnd fort.

Um Mitternacht kamen die Hexen wie Fledermäuse durch die Luft geflogen. „Phun!“ riefen sie, als sie den Boden berührten, „hier ist einer, den wir nicht kennen.“ Und sie schnüffelten herum und schwätzten miteinander und machten sich Zeichen. Und als letzte kam die junge Hexe, und ihr rotes Haar flatterte im Winde. Sie trug ein Kleid aus Goldgewebe, auf dem Pfauenaugen gestickt waren, und auf dem Kopf eine kleine Mütze aus grünem Samt.

„Wo ist er, wo ist er?“ schrienen die Hexen, als sie sie sahen; aber sie lachte nur und lief zu der Weissbuche und nahm den Fischer bei der Hand und führte ihn ins Mondlicht hinaus und begann zu tanzen.

Herum und herum wirbelten sie, und die junge Hexe sprang so hoch, dass er die scharlachnen Hacken ihrer Schuhe sehen konnte. Dann kam quer durch die Tanzenden der Laut eines galoppierenden Pferdes, aber man sah kein Pferd, und er fürchtete sich.

„Schneller“, rief die Hexe, und sie warf ihm die Arme um den Nacken, und ihr Atem war heiss auf seinem Gesicht. „Schneller, schneller!“ rief sie und die Erde schien ihm unter den Füssen zu wirbeln, und sein Gehirn trübte sich und eine grosse Angst befiel ihn, als ob ihn ein böses Wesen ansähe, und zuletzt sah er, dass unter dem Schatten eines Felsens eine Gestalt stand, die zuvor nicht da war.

Es war ein Mann in einem Gewand aus schwarzem Samt, nach spanischer Mode geschnitten. Sein Gesicht war seltsam bleich, aber seine Lippen waren wie eine stolze rote Blume. Er schien müde und lehnte sich zurück, indem er achtlos mit dem Knauf seines Dolches spielte. Im Grase neben ihm lag ein feder-geschmückter Hut, und ein paar Reithandschuhe, die mit goldenen Schnüren besetzt und in Form eines seltsamen Symbols mit Perlen

benäht waren. Ein kurzer, mit Zobelpelz gefütterter Mantel hing ihm von der Schulter, und seine feinen, weissen Hände waren mit Ringen besetzt. Schwere Augenlider senkten sich über seine Augen. Der junge Fischer sah ihn an wie einer, den ein Zauber umspinnt. Schliesslich trafen sich ihre Augen, und wo er auch tanzte, schien es ihm, als ruhten die Augen des Mannes auf ihm. Er hörte die Hexe lachen und fasste sie um den Leib und wirbelte wie toll herum.

Plötzlich bellte ein Hund im Walde, und die Tanzenden hielten inne und gingen paarweise hin und knieten nieder und küssten dem Manne die Hand. Als sie es taten, berührte ein leichtes Lächeln seine stolzen Lippen, wie eines Vogels Flügel das Wasser berührt und lachen macht. Aber es war Verachtung darin. Er sah beständig den jungen Fischer an.

„Komm, lass uns anbeten“, flüsterte die Hexe, und sie führte ihn hin, und ein grosses Verlangen zu tun, wie sie hiess, ergriff ihn, und er folgte ihr. Aber als er nahe kam, machte er, ohne dass er es wusste, warum, auf seiner Brust das Zeichen des Kreuzes und nannte den heiligen Namen.

Und kaum hatte er das getan, da kreischten die Hexen wie Falken und flogen davon, und das bleiche Gesicht, das ihn ansah, zuckte in einem Krampf des Schmerzes. Der Mann ging zu einem kleinen Gehölz hinüber und pfiiff. Ein kleines spanisches Pferd mit silbernem Schmuck kam ihm entgegen gelaufen. Als er in den Sattel sprang, wandte er sich um und sah traurig auf den jungen Fischer. Und die Hexe mit dem roten Haar versuchte auch, fortzufliegen, aber der Fischer fasste sie am Handgelenk und hielt sie zurück.

„Lass mich los“, rief sie, „und lass mich gehen. Denn du hast genannt, was nicht genannt werden sollte, und das Zeichen gemacht, das man nicht ansehen darf.“

„Nein“, antwortete er, „ich will dich nicht lassen, bis du mir das Geheimnis gesagt hast.“

„Was ist das Geheimnis?“ fragte die Hexe und rang mit ihm wie eine wilde Katze und biss sich die schaubedecckten Lippen.

„Du weisst es“, antwortete er.

Ihre grasgrünen Augen wurden dunkel von Tränen, und sie sagte zum Fischer: „Verlange alles andere, nur das nicht.“

Er lachte und fasste sie nun um so enger.

Und als sie sah, dass sie sich nicht freimachen konnte flüsterte sie: „Ich bin so schön wie die Töchter des Meeres und so reizvoll wie die, die in den blauen Wassern wohnen“, und sie schmiegte sich an ihn und legte ihr Gesicht an seines.

Er aber stiess sie stirnrunzelnd zurück und sprach zu ihr:

„Wenn du das Versprechen nicht hältst, das du mir gabst, dann erschlage ich dich als eine falsche Hexe.“

Sie wurde grau wie eine Blume des Judasbaumes und schauderte.

„Sei es denn“, murmelte sie. „Es ist deine Seele, nicht meine. Tue mit ihr, was du willst.“ Und sie nahm aus ihrem Gürtel ein kleines Messer, das einen Griff aus grüner Vipernhaut hatte, und gab es ihm.

„Wozu soll mir das dienen?“ fragte er sie verwundert.

Sie schwieg einige Augenblicke und ein Blick des Schreckens ging über ihr Gesicht. Dann strich sie ihr Haar aus der Stirn und seltsam lächelnd sprach sie zu ihm:

„Was die Menschen den Schatten des Leibes nennen, das ist nicht der Schatten des Leibes, sondern der Leib der Seele. Stelle dich an die Meeresküste, mit deinem Rücken dem Monde zu, und schneide rings um deine Füsse den Schatten ab, der deiner Seele Leib ist, und heisse deine Seele dich verlassen; so wird sie es tun.“ Der junge Fischer zitterte.

„Ist das wahr?“ murmelte er.

„Es ist wahr und ich wollte, ich hätte es dir nicht gesagt“, rief sie und umklammerte weinend seine Knie.

Er schob sie von sich und liess sie im üppigen Grase und ging zum Rand des Gebirges und steckte das Messer in seinen Gürtel und begann hinabzuklettern.

Und die Seele, die in ihm war, rief ihn an und sprach: „Siehe, ich bin bei dir gewesen all diese Jahre lang und habe dir gedient. Schicke mich nicht jetzt von dir. Denn was habe ich dir Böses getan?“

Und der junge Fischer lachte.

„Du hast mir nichts Böses getan, aber ich brauche dich nicht“, antwortete er. „Die Welt ist weit, und der Himmel ist da, und die Hölle, und jenes dunkle Zwielfichthaus, das zwischen beiden

liegt. Gehe, wohin du willst, aber störe mich nicht, denn meine Geliebte ruft nach mir.“

Und seine Seele flehte ihn jammernd an, aber er hörte nicht darauf, sondern sprang von Klippe zu Klippe, denn sein Fuss war sicher wie der einer wilden Geiss, und schliesslich kam er zum ebenen Grunde und zur gelben Küste der See.

Mit bronzenen Gliedern und festem Fleisch, wie eine Statue, die ein Grieche goss, so stand er auf dem Sande, den Rücken zum Monde, und aus dem Schaum erhoben sich weisse Arme und winkten ihm, und aus den Wellen stiegen dunkle Gestalten und huldigten ihm, u. hinter ihm hing der Mond in honigfarbener Luft. Und seine Seele sprach zu ihm:

„Wenn du mich wirklich von dir treiben willst, schicke mich nicht fort ohne dein Herz. Die Welt ist grausam, gib mir dein Herz mit auf den Weg.“

Er warf den Kopf zurück und lächelte.

„Womit sollte ich meine Geliebte lieben, wenn ich mein Herz dir gäbe?“ rief er.

„Nein, habe Erbarmen mit mir“, sagte die Seele: „gib mir dein Herz, denn die Welt ist so grausam und ich fürchte mich.“

„Mein Herz gehört meiner Liebe“, antwortete er, „deshalb zögere nicht und mache dich fort.“

„Soll ich nicht auch lieben?“ fragte die Seele.

„Mache dich fort, denn ich brauche dich nicht“, rief der junge Fischer; und er nahm das kleine Messer mit dem Griff aus grüner Vipernhaut und schnitt den Schatten rings um die Füsse ab, und er stand auf und stand vor ihm; und er sah ihn an, und er war wie er selbst.

Er trat zurück und steckte das Messer in seinen Gürtel und ein Gefühl von Angst und Scheu kam über ihn.

„Mache dich fort“, murmelte er, „und lass mich dein Gesicht nie wieder sehen.“

„Nein, wir müssen uns wieder treffen“, sagte die Seele. Ihre Stimme war leise und flötengleich, und ihre Lippen bewegten sich kaum, wenn sie sprach.

„Wie sollten wir uns treffen?“ rief der junge Fischer. „Du wirst mir nicht in die Tiefe des Meeres folgen?“

„Einmal in jedem Jahr will ich hierher kommen und nach dir rufen“, sagte die Seele. „Es kann sein, dass du mich brauchen wirst.“ „Wie sollte ich dich brauchen?“ rief der junge Fischer, „aber es sei, wie du willst.“

Und er tauchte ins Wasser hinab, und die Tritonen bliesen ihre Hörner, und das kleine Meermädchen kam herauf, ihm entgegen und schlang die Arme ihm um den Hals und küsste ihn auf den Mund.

Und die Seele stand am einsamen Strand und sah ihnen zu. Und als sie hinab in das Meer gesunken waren, ging sie weinend über die Sümpfe davon.

Und als ein Jahr vorüber war, kam die Seele zur Küste des Meeres herunter und rief nach dem jungen Fischer, und er stieg aus der Tiefe herauf und sagte:

„Warum rufst du nach mir?“

Und die Seele antwortete:

„Komm näher, dass ich mit dir reden kann, denn ich habe wundervolle Dinge gesehen.“

Und er kam näher und setzte sich im flachen Wasser und lehnte den Kopf auf die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„Als ich dich verlassen hatte, wandte ich mich gen Osten und wanderte. Vom Osten kommt alles, was weise ist. Sechs Tage wanderte ich, und am Morgen des siebenten Tages kam ich zu einem Hügel, der im Lande der Tataren liegt. Ich setzte mich nieder im Schatten eines Tamariskenbaumes, um mich vor der Sonne zu schützen. Das Land war trocken und von der Hitze verbrannt. Die Menschen gingen hin und her in der Ebene, wie Fliegen, die auf einer Scheibe blanken Kupfers kriechen.“

„Als es Mittag wurde, erhob sich vom flachen Rande des Landes eine Wolke roten Staubes. Als die Tataren es sahen, spannten sie ihre bemalten Bogen und sprangen auf ihre kleinen Pferde und ritten ihr entgegen. Die Weiber flohen schreiend zu den Wagen und verbargen sich hinter den Vorhängen aus Fellen.“

„Im Zwieliht kamen die Tataren zurück, aber fünf von ihnen fehlten, und von denen, die zurückkamen, waren nicht wenige verwundet. Sie spannten ihre Pferde an die Wagen und fuhren eilig davon. Drei Sehakale kamen aus einer Höhle und sahen ihnen nach. Dann sogen sie Luft durch ihre Nüstern ein und trabten in der entgegengesetzten Richtung davon.

„Als der Mond aufging, sah ich ein Lagerfeuer in der Ebene brennen und ging darauf zu. Eine Schar von Kaufleuten sass rings darum auf Teppichen. Ihre Kamele waren hinter ihnen an Pfähle gebunden, und die Neger, die ihre Diener waren, errichteten Zelte aus gegerbten Fellen auf dem Sande und machten eine hohe Mauer aus Stachelbirnen.

„Als ich ihnen nahe kam, stand der Führer der Kaufleute auf und zog sein Schwert und fragte, was ich wolle.

„Ich antwortete, ich sei ein Fürst in meinem Lande, und ich sei den Tataren entflohen, die versucht hätten, mich zu ihrem Sklaven zu machen. Der Häuptling lachelte und zeigte mir fünf Köpfe, die auf lange Bambusrohre gesteckt waren.

„Dann fragte er mich, wer der Prophet Gottes sei, und ich antwortete ihm Mohammed.

„Als er den Namen des falschen Propheten hörte, verneigte er sich, nahm mich bei der Hand und setzte mich neben sich. Ein Neger brachte mir Pferdemilch in einer hölzernen Schale und ein Stück gebratenen Lammfleisch.

„Bei Tagesanbruch machten wir uns auf. Ich ritt auf einem rothaarigen Kamel zur Seite des Häuptlings, und ein Läufer lief vor uns und trug einen Speer. Bewaffnete waren auf beiden Seiten, und die Maultiere folgten mit den Waren. Es waren vierzig Kamele in der Karawane, und der Maultiere waren zweimal vierzig an der Zahl.

„Wir kamen vom Lande der Tataren in das Land derer, die dem Monde fluchen. Wir sahen die Gryphen ihr Gold auf den weissen Felsen bewachen und die schuppigen Drachen in ihren Höhlen schlafen. Als wir über die Gebirge kamen, hielten wir den Atem an, dass der Schnee nicht auf uns fiel. und jeder Mann band einen Schleier aus Gaze vor seine Augen. Als wir durch die Täler kamen, schossen die Pygmäen mit Pfeilen nach uns aus

hohlen Bäumen, und zur Nacht hörten wir die Wilden ihre Trommeln schlagen. Als wir zum Turm der Affen kamen, setzten wir ihnen Früchte vor, und sie taten uns nichts zuleide. Als wir zum Turm der Schlangen kamen, gaben wir ihnen warme Milch in warmen Schalen, und sie liessen uns vorüberziehen. Dreimal kamen wir auf unserer Reise zu den Ufern des Oxos. Wir gingen auf hölzernen Flößen mit grossen Blasen luftgefüllter Felle hinüber. Die Flusspferde wüteten gegen uns und wollten uns töten. Als die Kamele sie sahen, zitterten sie.

„Die Könige jeder Stadt erhoben Zölle von uns, aber liessen uns nicht ihre Tore betreten. Sie warfen uns Brot über die Mauern, kleine Maiskuehen, die in Honig gebacken waren, und Kuehen aus feinem Mehl, die mit Datteln gefüllt waren. Für hundert Körbe gaben wir eine Bernsteinperle.

„Wenn die Bewohner der Dörfer uns kommen sahen, vergifteten sie die Brunnen und flohen auf die Hügel. Wir kämpften mit den Magaden, die alt geboren werden und von Jahr zu Jahr jünger werden und sterben, wenn sie kleine Kinder sind; und mit den Lakten, die Söhne von Tigern zu sein behaupten, und sich schwarz und gelb bemalen; und mit den Auzanten, die ihre Toten in den Wipfeln der Bäume begraben und selber in dunklen Höhlen wohnen, damit die Sonne, die ihr Gott ist, sie nicht erschlage; und mit den Krimuiern, die ein Krokodil anbeten und es mit Butter und lebendem Geflügel nähren; und mit den Agazomben, die Hundsgesichte haben; und mit den Sibern, die pferdefüssig sind und schneller laufen als Pferde. Ein Drittel von unserem Trupp starb im Kampf, und ein Drittel starb aus Mangel. Der Rest murrte gegen mich und sagte, ich hätte ihnen Unglück gebracht. Ich nahm eine Otter unter einem Stein hervor und liess sie mich beiessen. Und als sie sahen, dass ich nicht krank wurde, befahl sie Furcht.

„Im vierten Monat erreichten wir die Stadt Illet. Es war Nacht, als wir an den Hain kamen, der vor den Mauern ist. Die Luft war schwül, denn der Mond stand im Skorpion. Wir nahmen die reifen Granatäpfel von den Bäumen, brachen sie und tranken ihren süssen Saft. Dann legten wir uns auf unsere Teppiche nieder und warteten auf die Dämmerung.

„Und mit der Dämmerung standen wir auf und klopfen an das Tor der Stadt. Es war aus roter Bronze gemacht, und Meerungeheuer und geflügelte Drachen waren hineingegossen. Die Wachen sahen von den Wällen nieder und fragten nach unserm Begehre. Der Dolmetsch der Karawane antwortete, wir kämen von der Syrischen Insel mit vieler Ware. Sie nahmen Geiseln und sagten, sie wollten uns mittags das Tor öffnen und hiessen uns bis dahin warten.

„Als es Mittag war, öffneten sie das Tor, und als wir einzogen, kam das Volk in Scharen aus den Häusern, uns anzusehen, und ein Ausrufer ging durch die ganze Stadt und blies auf einer Muschel. Wir standen auf dem Marktplatz, und die Neger banden die Ballen bunter Tücher auf und öffneten die geschnitzten Kisten aus Sykomoren. Und als sie fertig waren, brachten die Kaufleute ihre fremdländischen Waren hervor: das gewächste Leinen Ägyptens und das bemalte Leinen aus dem Lande der Äthiopen. Die Purpurschwämme von Tyrus und die blauen Tapeten von Sidon, die Schalen aus kühlem Elfenbein und die feinen Gefässe aus Glas und die seltsamen Gefässe aus Ton. Von dem Dach eines Hauses beobachtete uns eine Schar von Frauen. Eine von ihnen trug eine Maske von vergoldetem Leder.

„Und am ersten Tage kamen die Priester und tauschten mit uns, und am zweiten Tage kamen die Adligen, und am dritten Tage kamen die Handwerker und die Sklaven. Und so ist es Sitte mit allen Kaufleuten, so lange sie in der Stadt verweilen.

„Und wir blieben einen Monat lang, und als der Mond abnahm, wurde ich müde und ging fort durch die Strassen der Stadt und kam zu dem Garten ihres Gottes. Die Priester in ihren gelben Gewändern bewegten sich schweigend durch die grünen Bäume, und auf einem Unterbau aus schwarzem Marmor stand das rosenrote Haus, in dem der Gott seine Wohnung hatte. Seine Türen waren mit gestäubtem Lack bedeckt, und Stiere und Pfauen waren darauf, in getriebenem, glänzendem Golde. Das gezielte Dach war aus meergrünem Porzellan, und die hervorspringenden Dachtraufen waren mit kleinen Glocken behangen. Wenn die weissen Tauben vorüberflogen, trafen sie die Glocken mit ihren Schwingen und liessen sie klingeln.

„Vor dem Tempel war ein Bassin klaren Wassers, das mit geädertem Onyx gepflastert war. Ich legte mich neben ihm nieder und mit meinen bleichen Fingern berührte ich die breiten Blätter. Einer der Priester kam zu mir und trat hinter mich. Er hatte Sandalen an den Füßen, eine aus weicher Schlangenhaut und die andere aus Vogelfedern. Auf seinem Kopf war eine Mütze aus schwarzem Filz; sie war mit silbernen Monden geschmückt. Sieben Gelb waren in sein Gewand verwebt, und sein gelocktes Haar war mit Antimon durchstreut.

„Nach einer Weile sprach er zu mir und fragte nach meinem Begehrt.

„Ich sagte ihm, ich begehre den Gott zu sehen.

„Der Gott ist auf der Jagd“; sagte der Priester und sah mich scharf mit kleinen, schiefen Augen an.

„Sage mir, in welchem Walde, und ich will mit ihm reiten“, antwortete ich.

„Er kämmte mit seinen langen, spitzen Nägeln die weichen Fransen seines Kleides aus. „Der Gott schläft“, murmelte er.

„Sage mir, auf welchem Lager, und ich will bei ihm wachen“, antwortete ich.

„Der Gott ist beim Mahle“, rief er.

„Wenn der Wein süß ist, will ich mit ihm trinken, und ist er sauer, will ich auch mit ihm trinken“, war meine Antwort.

Er neigte verwundert den Kopf, nahm mich bei der Hand und führte mich in den Tempel.

„Und im ersten Gemach sah ich ein Idol auf einem Jaspisthrone sitzen, der mit grossen Perlen aus dem Osten eingefasst war. Es war aus Ebenholz geschnitzt, und seine Gestalt war die Gestalt eines Mannes. Auf seiner Stirn war ein Rubin, und dickes Öl tropfte aus seinem Haar auf seine Schenkel. Seine Füße waren rot von dem Blute eines neu getöteten Lammes, und seine Lenden umgürtet mit einem kupfernen Gürtel, der mit sieben Beryllen besetzt war.

„Und ich fragte den Priester: „Ist das der Gott?“ und er antwortete mir: „Dies ist der Gott.“

„Zeige mir den Gott“, rief ich, „oder ich werde dich wahrlich erschlagen.“ Und ich berührte seine Hand, und sie wurde welk.

„Und der Priester flehte und sprach: „Möge mein Herr seinen Diener heilen, und ich will ihm den Gott zeigen.“

„Da blies ich mit meinem Atem auf seine Hand, und sie ward wieder ganz; und er zitterte und führte mich in das zweite Gemach, und ich sah ein Idol auf einem Nephritenlotas stehen, der mit grossen Smaragden behangen war. Es war aus Elfenbein geschnitzt, und seine Gestalt war doppelt so gross als die Gestalt eines Mannes. Auf seiner Stirn war ein Chrysolith, und seine Brüste waren mit Myrrhen und Zimt bestrichen. In einer Hand hielt es ein krummes Nephritenseepter und in der anderen einen runden Kristall. Es trug Stiefel aus Erz, und um seinen dicken Hals lag ein Kranz von Skleniten.

„Und ich sagte zu dem Priester: „Ist dies der Gott?“ und er antwortete mir: „Dies ist der Gott.“

„Zeige mir den Gott“, rief ich, „oder ich werde dich wahrlich erschlagen.“ Und ich berührte seine Augen, und sie wurden blind.

„Und der Priester flehte mich an und sprach: „Möge mein Herr seinen Diener heilen, und ich will ihm den Gott zeigen.“

„Da blies ich mit meinem Atem auf seine Augen, und das Sehen kam ihnen zurück; und er zitterte wieder und führte mich in das dritte Gemach, und siehe! dort war kein Idol und auch kein Bildnis irgendweleher Art, sondern nur ein Spiegel aus rundem Metall auf einem Altar aus Stein.

„Und ich sprach zu dem Priester: „Wo ist der Gott?“

„Und er antwortete mir: „Wir haben keinen Gott ausser diesem Spiegel, den du siehst, denn das ist der Spiegel der Weisheit. Und er spiegelt alle Dinge, die im Himmel und auf der Erde sind, nur das Gesicht dessen nicht, der hineinsieht. Das spiegelt er nicht, so dass, der hineinsieht, weise sein kann. Es gibt viele andere Spiegel, aber es sind die Spiegel der Meinungen. Dieser allein ist der Spiegel der Weisheit. Und die diesen Spiegel besitzen, wissen alles, und nichts ist ihnen verborgen. Und die ihn nicht besitzen, haben auch nicht die Weisheit. Deshalb ist er der Gott, und wir beten ihn an.“

„Und ich sah in den Spiegel, und es war, wie er gesagt hatte.

„Und ich tat eine seltsame Tat; aber was ich tat, ist gleichgültig, denn in einem Tal, das nur eines Tages Reise von hier entfernt ist, habe ich den Spiegel der Weisheit verborgen. Lass mich nur wieder in dich hinein und dir dienen, so sollst du

weiser sein als alle Weisen, und alle Weisheit soll dein sein. Lass mich nur wieder in dich hinein, und niemand wird weise sein wie du.“

Aber der junge Fischer lachte.

„Liebe ist besser als Weisheit“, rief er, „und das kleine Meermädchen liebt mich.“

„Nein, es gibt nichts Besseres als die Weisheit“, sagte die Seele.

„Die Liebe ist besser“, antwortete der junge Fischer; und er tauchte hinab in die Tiefe, und die Seele ging weinend über die Sümpfe davon.

Und als das zweite Jahr vorüber war, kam die Seele herunter zur Küste des Meeres und rief nach dem jungen Fischer; und er stieg auf aus der Tiefe und sagte:

„Warum rufst du nach mir?“

Und die Seele antwortete:

„Komm näher, dass ich mit dir reden kann, denn ich habe wunderbare Dinge gesehen.“

Und er kam näher und setzte sich im flachen Wasser und lehnte den Kopf auf die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„Als ich dich verlassen hatte, wandte ich mich gen Süden und wanderte. Vom Süden kommt alles, was kostbar ist. Sechs Tage wanderte ich die Landstrassen dahin, die zur Stadt Asther führen; die staubigen roten Landstrassen, auf denen die Pilger zu gehen pflegen, wanderte ich dahin, und am Morgen des siebenten Tages hob ich die Augen auf, und siehe! zu meinen Füßen lag die Stadt, denn sie ist in einem Tal.

„Neun Tore führen in diese Stadt, und vor jedem Tore steht ein bronzenes Pferd, das wiehert, wenn die Beduinen von den Bergen hernieder kommen. Die Mauern sind mit Kupfer beschlagen, und die Wachttürme auf den Mauern sind mit Erz gedeckt. In jedem Turm steht ein Bogenschütze mit einem Bogen in der Hand. Bei Sonnenaufgang schlägt er mit einem Pfeile an ein Schallbecken, und bei Sonnenuntergang bläst er durch ein Horn aus Horn.

„Als ich hineinzukommen versuchte, hielten die Wachen mich an und fragten mich, wer ich wäre. Ich antwortete, ich sei ein Derwisch und auf dem Wege nach Mekka, was ein grüner Schleier wäre, auf dem von den Händen der Engel in silbernen Lettern der Koran gestickt sei. Und sie waren von Stämmen erfüllt und hielten mich, hineinzukommen.

„Und drinnen war es wie ein Basar. Wahrlich, du hättest bei mir sein sollen. Durch die engen Strassen flattern bunte Papierlaternen gleich grossen Schmetterlinge. Wenn der Wind über die Dächer weht, steigen und fallen sie wie bunte Seifenblasen. Vor ihren Buden sitzen die Kaufleute auf seidenen Teppichen. Sie haben gerade schwarze Bärte und ihre Turbane sind mit Gold-Zechnen bedeckt, und lange Ketten von Bernstein und geschnittenen Pfirsichsteinen gleiten durch ihre kühlen Finger. Viele von ihnen verkaufen Galbanum und verduften mit seinem Duftwerk von den Inseln des Indischen Meeres und des Rosen und Myrten und kleiner nagelförmig Nelken. Wenn sie stehen geht, nur mit ihnen zu reden, werfen sie kleine Stücke Kohlen auf Kohlenbecken und machen die Luft süß. Ein Schneider hielt in der Hand eine kleine Pfeife wie eine Taube. Graue Aden von Rauch stiegen auf von ihm, und der Rauch, als sie verbrannte, war wie der Duft der Mandelblüthe in Frühling. Andere verkaufen silberne Amulette, die mit milchig blauen Türkisen besetzt sind, und Kieselsteine aus Erz waren mit kleinen Perlen gefasst, und Tigerklauen in Gold gefasst, und die Klauen der goldgelben Katze des Leoparden auch in Gold gefasst, und Ohrgehänge aus durchbohrten Smaragden, und Fingerringe aus gehöhlten Nephriten. Von den Teppichen kommt der Ton der Guitarre, und die Opiumraucher sitzen da, lächelnden Gesichtern heraus auf die Vorübergel.

Wahrlich, du hättest bei mir sein sollen. Die Weinverkäufer sitzen sich ihren Wein durch die Menge mit grossen schwarzen Schlauchen an den Schultern. Die meisten verkaufen den Wein von Arabien, der süß ist, wie Honig. Sie reichen ihn in kleinen, metallenen Seiden und streuen Rosenblätter darauf. Auf dem Marktplatz standen die Fruchtverkäufer, die alle Arten von Früchten verkauften: reife Feigen mit ihrem weichen Purpurfleisch, Melonen,

die nach Moschus duften und gelb sind wie Topase, Zitronen und Rosenäpfel und Trauben weissen Weins, runde, rotgelbe Orangen und längliche Limonen aus grünem Gold. Einmal sah ich einen Elefanten vortübergehen. Sein Rüssel war rot und gelb bemalt, und über den Ohren trug er ein Netz aus roter Seidensehmur. Er hielt vor einer der Buden und fing an, die Orangen zu fressen, und die Leute lachten untr. Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein merkwürdiges Volk es ist. Wenn sie froh sind, gehen sie zu einem Vogelverkäufer und kaufen von ihm einen Vogel in einem Käfig und lassen ihn frei, damit ihre Freude grösser ist, und wenn sie traurig sind, geisseln sie sich mit Dornen, damit ihr Gram nicht geringer werde.

„Eines Abends traf ich auf Neger, die eine schwere Sänfte durch den Basar trugen. Sie war aus vergoldetem Bambus, und die Stangen waren aus rotem Lack und mit erhabenen Pfauen eingelegt. Vor den Fenstern hingen dünne Vorhänge aus Musselin, die mit Käferflügeln und winzigen Perlen bestickt waren, und als sie vortüberzog, sah eine bleiche Cirkassin heraus und lächelte mich an. Ich folgte ihnen, und die Neger beschleunigten ihre Schritte und blickten finster. Ich aber kümmerte mich nicht darni. Ich fühlte eine grosse Neugierde über mich kommen.

„Schliesslich hielten sie vor einem viereckigen, weissen Hause. Es hatte keine Fenster, nur eine kleine Tür, wie die Tür eines Grabes. Sie setzten die Sänfte nieder und klopfen dreimal mit einem kupfernen Hammer. Ein Armenier in einem Kaftan von grünem Leder sah heraus, und als er sie erblickte, öffnete er und breitete einen Teppich auf den Boden, und die Frau stieg aus. Als sie hineinging, wandte sie sich um und lächelte mir wieder zu. Ich habe niemals jemand so bleich gesehen.

„Als der Mond aufging, kehrte ich zur selben Stelle zurück und suchte das Haus, aber es war nicht mehr da. Als ich das sah, wusste ich, wer die Frau war und warum sie mir zugelächelt hatte. Wahrlich, du hättest bei mir sein sollen.

„Am Fest des jungen Mondes kam der junge Kaiser aus seinem Palast und ging in die Moschee, um zu beten. Sein Haar und sein Bart waren mit Rosenblättern gefärbt und seine Wangen mit feinem Goldstaub bestäubt. Die Flächen der Hände und Füsse waren gelb von Safran.

„Bei Sonnenaufgang kam er aus seinem Palast in einem Gewande von Silber heraus, und bei Sonnenuntergang kehrte er in einem Gewande aus Gold zurück. Das Volk warf sich zu Boden und verbarg die Gesichter, aber ich tat es nicht. Ich stand bei der Bude eines Dattelverkäufers und wartete. Als der Kaiser mich sah, zog er seine bemalten Augenbrauen in die Höhe und stand stille. Ich blieb ganz ruhig und erwies ihm keine Huldigung. Das Volk staunte ob meiner Kühnheit und riet mir, aus der Stadt zu fliehen. Ich achtete nicht auf sie, sondern ging hin und setzte mich zu den Verkäufern fremder Götter, die wegen ihres Gewerbes verachtet sind. Als ich ihnen erzählte, was ich getan hatte, gab mir jeder von ihnen einen Gott, und sie baten mich, fortzugehen.

„Die Nacht lag ich auf einem Kissen im Teelhaus, das auf der Strasse der Granatäpfel steht; da kamen die Wachen des Kaisers herein und führten mich in den Palast. Als ich eintrat, verschlossen sie hinter mir jede Tür und legten eine Kette davor. Drinnen war ein grosser Hof, um den ein Säulengang herum lief. Die Mauern waren aus weissem Alabaster, der hier und da mit blauen und grünen Ziegeln belegt war. Die Pfeiler waren aus grünem Marmor und das Pflaster aus beinahe pfirsichfarbenem Marmor. Ich hatte noch nie etwas Ähnliches gesehen.

„Als ich durch den Hof ging, sahen zwei verschleierte Frauen von einem Balkon herab und fluchten mir. Die Wachen eilten vorwärts, und die Lanzenschäfte dröhnten auf dem glänzenden Pflaster. Sie öffneten eine Tür aus geschnitztem Elfenbein, und ich befand mich in einem gewässerten Garten von sieben Terrassen. Er war mit Tulpen und Mondblumen und silberbedeckten Aloen bepflanzt. Gleich einem schlanken Rohr aus Kristall hing eines Springbrunnens Strahl in der dämmerigen Luft. Die Zypressen glichen abgebrannten Fackeln. Aus einer sang eine Nachtigall.

„Am Ende des Gartens stand ein kleines Zelt. Als wir uns näherten, kamen zwei Eunuchen heraus und uns entgegen. Ihre fetten Leiber schwankten, wenn sie gingen, und sie sahen mit ihren gelblidrigen Augen neugierig zu mir hin. Einer von ihnen nahm den Hauptmann der Wache beiseite und flüsterte mit leiser Stimme zu ihm. Der andere ass indessen duftende Pastillen, die er mit gezielter Geste einer länglichen Dose von veilchenfarbenem Email entnahm.

„Nach einigen Augenblicken schickte der Hauptmann die Soldaten fort. Sie gingen zum Palast zurück, die Eunuchen folgten langsam und pflückten im Vorbeigehen süsse Maulbeeren von den Bäumen. Einmal drehte sich der Ältere von beiden nach mir um und lächelte mit bösem Lächeln.

„Dann winkte mir der Hauptmann der Garde zum Eingang des Zeltes. Ich ging ohne Zittern hin, zog den schweren Vorhang zur Seite und trat ein.

„Der junge Kaiser lag auf einem Lager von gefärbten Löwenfellen ausgestreckt, und ein Falke sass auf seiner Faust. Hinter ihm stand ein Nubier mit erzenem Turban, nackt bis zu den Hüften und schwere Ohrgehänge in den gespaltenen Ohren. Auf einem Tisch neben dem Lager lag ein gewaltiger krummer Säbel aus Stahl.

„Als der Kaiser mich sah, zog er die Stirn in Falten und fragte:

„Wer bist du? Weissst du nicht, dass ich der Kaiser dieser Stadt bin?“ Aber ich gab ihm keine Antwort.

„Er deutete mit dem Finger auf den Säbel; und der Nubier ergriff ihn und traf mich mit grosser Gewalt. Die Schneide durchsauste mich und tat mir keinen Schaden. Der Mann fiel zappelnd zu Boden, und als er aufstand, schlugen ihm die Zähne zusammen vor Angst, und er verbarg sich hinter dem Lager.

„Der Kaiser sprang auf und nahm seine Lanze von einem Waffenständer und warf sie nach mir. Ich fing sie in ihrem Fluge auf und brach sie mitten entzwei. Er schoss mit einem Pfeil nach mir, aber ich hob meine Hände auf, und er blieb in der freien Luft hängen. Dann zog er einen Dolch aus seinem Gürtel von weissem Leder und bohrte ihn dem Nubier in den Hals, damit er nicht von seiner Schande erzähle. Der Mann wand sich wie eine zertratene Schlange, und roter Schaum tropfte von seinen Lippen.

„Sobald er tot war, wandte sich der Kaiser zu mir, und als er sich den hellen Schweiss mit einem kleinen Tuch aus purpurgestickter Seide von der Stirn gewischt hatte, sprach er zu mir:

„Bist du ein Prophet, dass ich dich nicht töten kann, oder der Sohn eines Propheten, dass ich dich nicht verletzen kann? Ich bitte dich, verlass meine Stadt zur Nacht, denn so lange du in ihr weilst, kann ich ihr Herr nicht sein.“

„Und ich antwortete ihm:

„Ich will um die Hälfte deines Schatzes gehen. Gib mir die Hälfte deines Schatzes, und ich werde von hinnen gehn“.

„Er nahm mich bei der Hand und führte mich hinaus in den Garten. Als der Hauptmann der Wachen mich sah, staunte er. Und als die Eunuken mich sahen, bebten ihnen die Knie, und sie fielen zu Boden in Furcht.

„Es ist ein Gemach im Palast, das hat acht Wände aus rotem Porphyrt, und eine erzschuppige Decke, an der Lampen hängen. Der Kaiser berührte eine der Wände, und sie öffnete sich, und wir gingen einen Gang hinab, der mit vielen Fackeln erleuchtet war. In Nischen zu beiden Seiten standen grosse Weinkrüge, die bis zum Rand mit Silberstücken gefüllt waren. Als wir die Mitte des Ganges erreicht hatten, sprach der Kaiser das Wort, das man nicht sprechen darf, und eine granitene Tür sprang auf, durch eine geheime Feder, und er legte die Hände vor das Gesicht, um nicht geblendet zu werden.

„Du kannst dir nicht vorstellen, was für ein wunderbarer Raum es war. Da standen grosse Schildkrötenschalen voll Perlen und ausgehöhlte grosse Mondsteine voll roter Rubinen. Das Gold war in Koffern aus Elefantenhäuten aufgespeichert, und der Goldstaub in ledernen Flaschen. Da lagen Opale und Saphire, jene in kristallinen Schalen, diese in Nephritenschalen. Runde grüne Smaragden waren auf dünnen Elfenbeinplatten geordnet, und in einer Ecke lagen seidene Säcke, die einen voll Türkise und andere mit Beryllen. Die Elfenbeinhörner waren mit purpurnen Amethysten gefüllt und die Hörner aus Erz mit Chalcedonen und Sarden. Die Pfeiler aus Zedernholz waren mit Ketten gelber Luchssteine behangen. In den flachen ovalen Schilden waren Karfunkeln, weinfarbene und solche von der Farbe des Grases. Und doch habe ich dir erst ein zehntel von allem, was da war, geschildert.

„Und als der Kaiser die Hände vom Gesicht genommen hatte, sprach er zu mir:

„Dies ist mein Schatzhaus und die Hälfte von allem ist dein, wie ich es dir versprach. Und ich will dir Kamele geben und Kameltreiber, und sie sollen tun, was du sie heissest, und deinen Teil des Schatzes bringen, wohin dich auch zu gehen verlangt. Und es soll heute abend geschehen, denn ich will nicht, dass die Sonne,

die mein Vater, sehe, dass in meiner Stadt ein Mann ist, den ich nicht töten kann“.

„Ich aber antwortete ihm:

„Das Gold, das hier ist, ist dein, und das Silber ist auch dein und dein sind die kostbaren Juwelen und die Dinge von Wert. Ich — ich brauche sie nicht. Und ich will nichts von dir nehmen, ausser dem kleinen Ring, den du an Fingere deiner Hand trägst“.

„Und der Kaiser runzelte die Stirn: „Es ist nur ein Ring aus Blei“ rief er, „und er hat keinen Wert. Deshalb nimm deine Hälfte des Schatzes und gehe aus meiner Stadt“.

„Nein“, antwortete ich, „aber ich will nichts, ausser dem bleiernen Ring, denn ich weiss, was darauf geschrieben steht, und zu welchem Zweck“.

„Und der Kaiser bebte und flehte mich an und sprach:

„Nimm den ganzen Schatz und zieh aus meiner Stadt. Die Hälfte, die mein ist, soll auch noch dein sein“.

„Und ich tat eine seltsame Tat, aber was ich tat, ist gleich, denn in einer Höhle, die nur eines Tages Reise von hier entfernt ist, hab ich den Ring des Reichtums verborgen. Sie ist nur eines Tages Reise von hier, und er wartet deiner. Der den Ring hat, ist reicher als alle Könige der Welt. Komm also und nimm ihn, und die Reichtümer der Welt sind dein“.

Aber der junge Fischer lachte.

„Liebe ist besser als Reichtum“, rief er, „und das kleine Meer-  
mädchen liebt mich.“

„Nein, es gibt nichts Besseres als den Reichtum“, antwortete die Seele.

„Die Liebe ist besser“, sagte der junge Fischer, und er tauchte hinab in die Tiefe, und die Seele ging weinend über die Sümpfe davon.

Und als das dritte Jahr vorüber war, kam die Seele hinab zur Küste des Meeres und rief nach dem jungen Fischer; und er stieg aus der Tiefe auf und sagte:

„Warum rufst du nach mir?“

Und die Seele antwortete:

„Komm näher, dass ich mit dir sprechen kann, denn ich habe wunderbare Dinge gesehen.“

Und er kam näher und setzte sich im flachen Wasser und lehnte den Kopf auf die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„In einer Stadt, von der ich weiss, steht ein Gasthaus an einem Fluss. Ich sass dort mit Seefahrern, die von zwei verschiedenfarbigen Weinen tranken und Gerstenbrot assen und kleine gesalzene Fische, die auf Lorbeerblättern mit Essig gereicht wurden. Und als wir sassen und lustig waren, trat zu uns ein alter Mann herein, der einen ledernen Teppich trug und eine Laute mit zwei Bernsteinhörnern. Und als er den Teppich auf den Boden gebreitet hatte, schlug er mit einer Feder auf die Drahtsaiten seiner Laute, und ein Mädchen, dessen Gesicht verschleiert war, lief herein und begann vor uns zu tanzen. Ihr Gesicht war mit einem Gazeschleier verhüllt, aber ihre Füsse waren nackt. Nackt waren ihre Füsse, und sie bewegten sich über den Teppich wie kleine weisse Tauben. Nie hab ich etwas so Wunderbares gesehen, und die Stadt, in der sie tanzt, ist nur eines Tages Reise entfernt.“

Und als der Fischer die Worte seiner Seele hörte, dachte er daran, dass das Meermädchen keine Füsse habe und nicht tanzen könne. Und ein grosses Verlangen kam über ihn, und er sprach zu sich selber: „Es ist nur eines Tages Reise, und ich kann zu meiner Liebe zurückkehren“; und er lachte und stand auf im flachen Wasser und schritt zum Ufer.

Und als er das trockene Ufer erreicht hatte, lachte er wieder und breitete die Arme aus nach seiner Seele. Und seine Seele stiess einen lauten Freudenschrei aus und lief zu ihm und trat in ihn ein, und der junge Fischer sah vor sich auf dem Sande den Schatten des Leibes ausgebreitet, der der Leib der Seele ist.

Und seine Seele sagte zu ihm:

„Lass uns nicht zögern, und uns gleich aufmachen; denn die Meergötter sind eifersüchtig und haben Ungeheuer, die ihrem Geheiss gehorchen.“ Und so beeilten sie sich, und die ganze Nacht wanderten sie unter dem Mond, und den ganzen folgenden Tag wanderten sie unter der Sonne, und am Abend des Tages kamen sie in eine Stadt.

Und der junge Fischer sagte zu seiner Seele:

„Ist dies die Stadt, in der sie tanzt, von der du mir sprachest?“

Und die Seele antwortete:

„Es ist nicht diese Stadt, sondern eine andere. Trotzdem lass uns eintreten.“

So gingen sie hinein und zogen durch die Strassen, und als sie durch die Strasse der Juweliere kamen, sah der junge Fischer eine schöne Silberschale in einer Bude ausgestellt. Und seine Seele sagte zu ihm: „Nimm die Silberschale und verbirg sie.“

Und er nahm die Silberschale und verbarg sie in den Falten seines Gewandes, und sie gingen eilends aus der Stadt.

Und als sie eine Meile von der Stadt entfernt waren, runzelte der junge Fischer die Stirn und sprach zu seiner Seele: „Warum hiessdest du mir, diese Schale zu nehmen und sie zu verbergen? denn es war böse, es zu tun.“

Aber seine Seele antwortete ihm: „Sei ruhig, sei ruhig.“

Und am Abend des zweiten Tages kamen sie zu einer Stadt; und der junge Fischer sagte zu seiner Seele:

„Ist dies die Stadt, in der sie tanzt, von der du mir sprachest?“

Und seine Seele antwortete ihm:

„Es ist nicht diese Stadt, sondern eine andere. Trotzdem lass uns eintreten.“

Und sie gingen hinein und zogen durch die Strassen, und als sie durch die Strasse der Sandalenverkäufer kamen, sah der junge Fischer ein Kind bei einem Wasserkrüge stehen. Und seine Seele sagte zu ihm: „Schlage das Kind.“ Und er schlug das Kind, bis es weinte, und als er es getan hatte, gingen sie eilends aus der Stadt.

Und als sie eine Meile von der Stadt entfernt waren, wurde der junge Fischer zornig und sprach zu seiner Seele: „Warum hiessdest du mir, das Kind zu schlagen? denn es war böse, es zu tun.“

Aber seine Seele antwortete: „Sei ruhig, sei ruhig.“

Und am Abend des dritten Tages kamen sie zu einer Stadt; und der junge Fischer sagte zu seiner Seele:

„Ist dies die Stadt, in der sie tanzt, von der du mir sprachest?“

Und seine Seele antwortete ihm:

„Es kann sein, dass es diese Stadt ist, deshalb lass uns eintreten.“

Und sie gingen hinein und zogen durch die Strassen, aber nirgends konnte der junge Fischer den Fluss finden, noch das Gasthaus, das an seinem Ufer stand. Und das Volk aus der Stadt sah ihn neugierig an, und er fürchtete sich und sprach zu seiner Seele: „Lass uns von hinnen gehen, denn die mit weissen Füssen tanzt, ist nicht hier“.

Aber seine Seele antwortete:

„Nein, lass uns bleiben, denn die Nacht ist dunkel, und Räuber werden auf dem Wege sein“.

Da setzte er sich auf dem Marktplatz nieder und ruhte, und nach einer Weile ging ein Kaufmann vorüber, der einen Mantel aus Tatarentuch hatte und am Ende eines knotigen Rohres eine Laterne trug aus durchbohrtem Horn. Und der Kaufmann sagte zu ihm: „Warum sitzt du auf dem Marktplatz, da doch die Buden geschlossen sind und die Ballen verschnürt?“

Und der junge Fischer antwortete ihm: „Ich kann kein Gasthaus finden in dieser Stadt, und ich habe keinen Verwandten, der mir Obdach gäbe.“

„Sind wir nicht alle Brüder?“ sagte der Kaufmann. „Und schuf uns nicht ein Gott? Deshalb komm mit mir, denn ich habe ein Zimmer für Gäste.“

Und der junge Fischer stand auf und folgte dem Kaufmann in sein Haus. Und als sie durch einen Garten von Granatbäumen gegangen waren und in das Haus eingetreten, da brachte der Kaufmann ihm Rosenwasser in einer kupfernen Schüssel, damit er seine Hände wäsche, und reife Melonen, seinen Durst zu stillen, und setzte ihm eine Schale voll Reis vor und ein Stück gebratenen Lammes.

Und als er fertig war, führte ihn der Kaufmann in das Gastzimmer und hiess ihn schlafen und wohl zu ruhen. Und der junge Fischer dankte ihm und küsste den Ring auf seiner Hand und warf sich nieder auf die Teppiche aus gefärbtem Ziegenhaar. Und als er sich mit einer Decke aus schwarzer Lammwolle zugedeckt hatte, schlief er ein.

Und drei Stunden vor Sonnenaufgang und als die Nacht noch ruhig war, weckte ihn seine Seele und sprach zu ihm: „Steh auf und geh in das Zimmer des Kaufmanns, in das Zimmer, darinnen

er schläft, und erschlage ihn und nimm ihm sein Gold; denn wir brauchen es."

Und der junge Fischer stand auf und schlich zu dem Zimmer des Kaufmanns, und über den Füßen des Kaufmanns lag ein gebogenes Schwert, und auf dem Tisch neben dem Kaufmann lagen neun Beutel voll Gold. Und er streckte die Hand aus und berührte das Schwert, und als er es berührte, fuhr der Kaufmann zusammen und erwachte, und er sprang auf und ergriff selber das Schwert und rief: „Gibst du Böses für Gutes zurück und zahlst Blutvergiessen die Güte, die ich dir erwiesen habe?“

Und seine Seele sprach zu dem jungen Fischer: „Triff ihn!“ Und er traf ihn, also dass er in Ohnmacht fiel, und er ergriff die neun Beutel Goldes und floh eilends durch den Garten von Granatbäumen und wandte sein Gesicht zu dem Stern, der der Morgenstern ist.

Und als sie eine Meile von der Stadt entfernt waren, schlug sich der junge Fischer die Brust und sagte zu seiner Seele:

„Warum hiessdest du mir, den Kaufmann zu erschlagen und sein Gold zu nehmen? Wahrlich, du bist böse.“

Aber seine Seele antwortete ihm: „Sei ruhig, sei ruhig.“

„Nein“, rief der junge Fischer, „ich will nicht ruhig sein, denn alles, was du mich zu tun geheissen hast, hasse ich. Dich hasse ich auch und ich will, dass du mir sagest, warum du mit mir so umgehst.“

Und seine Seele antwortete ihm: „Als du mich in die Welt hinausschicktest, gabst du mir kein Herz, und so lernte ich all diese Dinge tun und sie lieben.“

„Was sagst du?“ murmelte der junge Fischer:

„Du weisst“, antwortete die Seele, „du weisst es wohl. Hast du vergessen, dass du mir kein Herz gabst? Ich glaube nicht. Und also kümmerge dich nicht um mich, sondern sei ruhig, denn es ist kein Schmerz, den du nicht geben sollst; und es ist keine Lust, die du nicht empfangen sollst.“

Und als der junge Fischer diese Worte hörte, zitterte er und sprach zu seiner Seele: „Nein, du bist böse, und du hast mich meine Liebe vergessen lassen und mich mit Versuchungen versucht, und du hast meine Füße auf die Wege der Sünde geführt.“

Und seine Seele antwortete ihm: „Du hast vergessen, dass du mir kein Herz gabst, als du mich in die Welt hinausgeschicktest. Komm, lass uns in eine andere Stadt gehen und lustig sein, denn wir haben neun Beutel voll Gold.“

Aber der junge Fischer nahm die neun Beutel voll Gold und warf sie zu Boden und trat darauf.

„Nein“, rief er, „ich will nichts mit dir zu tun haben und will nicht mehr mit dir wandern, sondern wie ich dich früher fortgeschickt habe, will ich dich wieder fortschicken, denn du hast mir nichts Gutes gebracht.“

Und er wandte den Rücken zum Monde, und mit dem kleinen Messer, das den Griff aus grüner Vipernhaut hatte, versuchte er, von seinen Füßen den Schatten des Leibes zu schneiden, der der Leib der Seele ist.

Aber seine Seele ging nicht von ihm und achtete seines Befehles nicht, sondern sprach zu ihm:

„Der Zauber, den dir die Hexe sagte, nützt dir nicht mehr, denn ich kann dich nicht verlassen, noch kannst du mich vertreiben. Einmal im Leben kann der Mensch seine Seele fortschicken, doch der sie wieder aufnimmt, muss sie für ewig behalten, und das ist seine Strafe und sein Lohn.“

Und der junge Fischer erbleichte und ballte die Hände und rief: „Sie war eine falsche Hexe, dass sie mir das nicht sagte.“

„Nein“, antwortete die Seele, „denn sie war treu Ihm, den sie anbetet und dessen Dienerin sie ewig sein wird.“

Und als der junge Fischer wusste, dass er nie wieder seiner Seele ledig sein würde, und dass es eine böse Seele sei und dass sie immer in ihm wohnen werde, da fiel er zu Boden und weinte bitterlich.

Und als es Tag ward, stand der junge Fischer auf und sprach zu seiner Seele: „Ich will meine Hände binden, dass ich nicht mehr tun kann, was du mich heissest, und meine Lippen schliessen, dass ich deine Worte nicht mehr spreche, und ich will dorthin zurückkehren, wo sie, die ich liebe, wohnt. In das Meer will ich zurückkehren, und an die kleine Bucht, wo sie zu singen pflegte, und ich will sie rufen, und ihr sagen, was ich Böses getan habe, und was du mir Böses getan hast.“

Und seine Seele versuchte ihn und sprach:

„Wer ist deine Liebe, dass du zu ihr zurückkehren solltest! Die Welt hat viele, die schöner sind als sie: Die Tänzerinnen, die in Samaris sind, tanzen alle wie Vögel und Tiere; ihre Füße sind mit Henna bemalt, und in den Händen halten sie kleine kupferne Glocken. Sie lachen, wenn sie tanzen, und ihr Lachen ist so hell wie das Lachen des Wassers. Komm mit mir, und ich will sie dir zeigen. Denn was ist diese deine Sorge um die Dinge der Sünde? Ist, was lieblich zu essen ist, nicht für den Essenden da? Ist Gott nicht in dem, was süß ist zu trinken? Quäle dich nicht, sondern komm mit mir in eine andere Stadt. Hier liegt eine kleine Stadt in der Nähe, da ist ein Garten von Tulpenbäumen. Und in dem schönen Garten sind weisse Pfauen und Pfauen mit blauen Brüsten. Wenn sie ihre Schweife zur Sonne breiten, sind sie wie Scheiben aus Elfenbein und wie Scheiben aus Gold. Und die sie füttert, tanzt zu ihrer Lust, und manchmal tanzt sie auf ihren Händen und wieder ein anderes Mal tanzt sie auf ihren Füßen. Ihre Augen sind mit Antimon gefärbt, und ihre Nasenflügel sind wie die Schwingen einer Schwalbe. Von einem Häkchen in einem Nasenflügel hängt eine Blume herab, die ist aus einer Perle geschnitzt. Die lacht, wenn sie tanzt, und die Silberringe um ihre Knöchel klingeln wie silberne Glocken. Also quäle dich nicht mehr, sondern komm mit mir in diese Stadt.“

Aber der junge Fischer antwortete seiner Seele nicht, sondern verschloss die Lippen mit dem Siegel des Schweigens und band sich die Hände mit einer engen Schnur und wanderte zurück, dahin, woher er gekommen war, zu der kleinen Bucht, wo einst seine Liebe sang. Und immer versuchte ihn seine Seele auf dem Wege, aber er antwortete ihr nicht, und er tat nichts von allem Bösen, das sie ihn tun liess, so gross war die Macht seiner Liebe in ihm. Und als er die Küste des Meeres erreicht hatte, löste er die Schnur von seinen Händen und nahm das Siegel des Schweigens von seinen Lippen, und rief das kleine Meermädchen. Aber sie kam nicht auf seinen Ruf, obgleich er den ganzen Tag lang nach ihr rief und flehte.

Und seine Seele verspottete ihn und sprach:

„Wahrlich, du hast wenig Freude von deiner Liebe. Du bist

wie einer, der zur Zeit der Wassersnot Wasser in ein zerbrochenes Gefäss giesst. Du gibst weg, was du hast, und nichts wird dir wieder gegeben. Es wäre besser für dich, du kämest mit mir, denn ich weiss, wo das Tal des Genusses liegt, und welche Dinge dort geschehen.“

Aber der junge Fischer antwortete seiner Seele nicht, sondern in einem Felsenspalt baute er sich ein geflochtenes Haus und wohnte dort ein Jahr hindureh. Und jeden Morgen rief er das Meermädchen, und jeden Mittag rief er sie wieder, und zur Nacht nannte er ihren Namen. Aber nie stieg sie aus dem Meere zu ihm empor, noch konnte er sie im Meere finden, ob er gleich in den Höhlen und im grünen Wasser suchte, in den Tiefen der Flut, und in den Brunnen, die auf dem Grunde der Tiefe sind. Und immer versuchte ihn seine Seele zum Bösen und flüsterte von schrecklichen Dingen. Aber sie hatte keine Macht über ihn, so gross war die Macht seiner Liebe.

Und als das Jahr vorüber war, dachte die Seele bei sich:

„Ich habe meinen Herrn mit Bösem versucht, und seine Liebe ist stärker als ich. Ich will ihn jetzt mit Gutem versuchen, und vielleicht kommt er dann mit mir.“

Und sie sprach zu dem jungen Fischer:

„Ich habe dir von den Freuden der Welt erzählt, und du hast mir ein taubes Ohr geliehen. Lass mich dir jetzt vom Schmerz der Welt erzählen, und vielleicht wirst du darauf hören. Denn wahrlich, der Schmerz ist der Herr dieser Welt, und niemand entflieht seinem Netz. Die einen haben keine Kleidung, und die anderen haben kein Brot. Witwen sitzen im Purpur, und Witwen sitzen in Lumpen. Hin und her über die Sümpfe ziehen die Aussätzigen, und sie sind grausam gegeneinander. Die Bettler ziehen die Strassen hinauf und hinab, und ihre Taschen sind leer. Durch die Strassen der Städte zieht die Hungersnot und an ihren Toren hoekt die Pest. Komm, lass uns hinausziehen und Abhilfe schaffen und die Dinge ändern. Warum solltest du hier zögern und nach deiner Liebe rufen, da sie auf deinen Ruf nicht kommt? Und was ist die Liebe, dass du so grossen Wert darauf legst?“

Aber der junge Fischer antwortete ihr nicht, so gross war die Macht seiner Liebe. Und jeden Morgen rief er das Meermädchen,

und jeden Mittag rief er sie wieder, und zur Nacht nannte er ihren Namen. Aber nie kam sie aus der Tiefe zu ihm, noch konnte er sie im Meere finden, obgleich er sie in den Strömen des Meeres suchte und in den Tälern, die unter den Wogen sind im Meere, das die Nacht purpurn macht, und im Meere, das in der Dämmerung grau wird.

Und als das zweite Jahr vorüber war, sagte die Seele zu dem jungen Fischer bei Nacht und als er allein im geflochtenen Hause sass: „Siehe, jetzt habe ich dich zum Bösen versucht, und ich habe dich versucht zum Guten, aber deine Liebe ist stärker als ich. Deshalb will ich dich nicht mehr versuchen, sondern ich bitte dich nur, lass mich in dein Herz eindringen, dass ich eins mit dir werde, wie früher.“

„Wahrlich, du darfst eindringen,“ sagte der junge Fischer, „denn in den Tagen, da du ohne Herz durch die Welt gewandert bist, hast du viel dulden müssen.“

„Ach!“ rief seine Seele, „ich kann keinen Eingang finden, so umfangen ist dein Herz von deiner Liebe.“

„Und doch wollte ich, ich könnte dir helfen,“ sagte der junge Fischer. Und als er sprach, kam ein grosser Schrei der Trauer vom Meere her, so wie ihn die Menschen hören, wenn einer vom Meervolk gestorben ist. Und der junge Fischer sprang auf und verliess sein geflochtenes Haus und lief hinab zum Ufer. Und die schwarzen Wogen kamen zum Ufer geeilt und trugen eine Last, die war weisser als Silber. Weiss wie die Brandung war sie und wie eine Blume schwankte sie auf den Wogen. Und die Brandung nahm sie von den Wogen, und der Schaum nahm sie von der Brandung, und das Ufer empfing sie, und zu seinen Füssen sah der junge Fischer die Leiche des kleinen Meermädchens liegen. Tot zu seinen Füssen lag sie.

Und weinend wie einer, den der Schmerz überwältigt, warf er sich neben ihr nieder, und er küsste das kalte Rot des Mundes und spielte mit dem feuchten Bernstein des Haars. Er warf sich neben ihr nieder in den Sand und weinte wie einer, der vor Freuden zittert, und in seinen braunen Armen hielt er sie an die Brust gepresst. Kalt waren die Lippen, aber er küsste sie. Salz war der Honig des Haares, aber er kostete ihn mit bitterer Freude. Er küsste

die geschlossenen Augenlider, und der wilde Schaum, der auf ihren Höhlen lag, war weniger salzig als seine Tränen.

Und der Leiche beichtete er. In die Muscheln ihrer Ohren goss er den rauhen Wein seiner Erzählung. Er legte die kleinen Hände sich um den Hals, und mit seinen Fingern berührte er das zarte Rohr ihres Halses. Bitter, bitter war seine Freude, und voll seltsamer Froheit war sein Schmerz.

Das schwarze Meer kam näher, und der weisse Schaum stülpte gleich einem Aussätzigen. Mit weissen Klauen aus Schaum griff das Meer nach dem Ufer. Von dem Palast des Meerkönigs kam ein neuer Schrei der Trauer, und weit draussen auf dem Meer bliesen die Tritonen heiser auf ihrem Horn.

„Fliehe“, sagte seine Seele, „denn immer näher kommt das Meer, und wenn du zögerst, wird es dich erschlagen. Fliehe, denn ich fürchte mich, weil dein Herz gegen mich verschlossen ist. deiner grossen Liebe wegen. Fliehe an einen sicheren Ort. Wahrlich, du darfst mich nicht ohne Herz in eine andere Welt senden!“

Aber der junge Fischer hörte nicht auf seine Seele, sondern rief das kleine Meermädchen und sprach:

„Liebe ist besser als Weisheit und kostbarer als Reichtum, und schöner als die Füsse der Töchter der Menschen. Die Feuer können sie nicht zerstören, und die Wasser sie nicht ertränken. Ich rief dich beim Dämmern, und du kamst nicht auf meinen Ruf. Der Mond vernahm deinen Namen, aber du achtetest meiner nicht. Denn böse hatte ich dich verlassen, und zu meinem eigenen Schaden wanderte ich fort. Aber immer blieb deine Liebe bei mir, und immer war sie stark, und nichts hatte gegen sie Kraft, ob ich auch auf das Böse sah und auf das Gute. Und jetzt, da du tot bist, wahrlich, ich will mit dir sterben.“

Und seine Seele flehte ihn an, zu fliehen, aber er wollte nicht; so gross war seine Liebe. Und das Meer kam näher und suchte ihn mit seinen Wogen zu bedecken, und als er wusste, dass das Ende nahe war, küsste er wild mit heissen Lippen die kalten Lippen des Meermädchens, und sein Herz, das in ihm war, brach. Und als in der Fülle seiner Liebe das Herz ihm brach, da fand die Seele einen Eingang und ward eins mit ihm wie früher. Und das Meer bedeckte den jungen Fischer mit seinen Wogen.

Und am Morgen ging der Priester hinaus, das Meer zu segnen, denn es war unruhig gewesen. Und mit ihm gingen die Mönche und Musikanten, und die Kerzenträger und Weihrauchschwinger und eine grosse Menge.

Und als der Priester ans Ufer kam, sah er den jungen Fischer ertrunken in der Brandung liegen, und in seinen Armen lag die Leiche des kleinen Meermädchens. Und er trat stirnrunzelnd zurück und machte das Zeichen des Kreuzes und rief laut und sprach: „Ich will das Meer nicht segnen, noch irgend etwas, was darin ist. Verflucht sei das Meervolk, und verflucht seien alle, die sich mit ihm einlassen. Und ihn, der um der Liebe willen Gott verliess und dort mit seiner Buhle liegt, von Gott erschlagen, nehmt seinen Leichnam auf und den Leichnam seiner Buhle, und begrabt sie auf dem Felde der Walker, und setzt keinen Stein über sie noch irgendwelches Zeichen, dass niemand den Ort ihrer Ruhe kenne. Denn verflucht waren sie in ihrem Leben, und verflucht sollen sie sein im Tode.“

Und das Volk tat, wie er ihm befahl, und im Winkel auf dem Felde der Walker, wo keine süssen Kräuter wuchsen, gruben sie ein tiefes Loch und legten die Leichen hinein.

Und als das dritte Jahr vorüber war, ging der Priester an einem Tage, der ein heiliger Tag war, in die Kapelle, um dem Volke die Wunden des Herrn zu zeigen, um ihm vom Zorne Gottes zu reden. Und als er sich in seine Gewänder gekleidet hatte und hineintrat und sich vor dem Altar neigte, sah er, dass der Altar von fremden Blumen bedeckt war, wie er sie nie gesehen hatte. Seltsam waren sie anzusehen, und ihre Schönheit verwirrte ihn, und ihr Duft war süss in seinen Nüstern. Und er war froh, und er wusste nicht, warum er froh war.

Und als er das Tabernakel geöffnet hatte, und die Monstranz beräuchert, und das heilige Brot dem Volke gezeigt, und es hinter dem Schleier der Schleier verborgen, da begann er zum Volke zu reden, und er wollte reden vom Zorne Gottes. Aber die Schönheit der weissen Blume verwirrte ihn, und ihr Duft war süss in seinen Nüstern, und ein anderes Wort kam ihm auf die Lippen, und er redete nicht vom Zorne Gottes, sondern von Gott, dessen Name die Liebe ist. Und warum er so sprach, wusste er nicht.

Und als er sein Wort geendet hatte, ging das Volk fort, und der Priester ging in die Sakristei, und seine Augen waren voll Tränen. Und die Diakonen kamen herein und nahmen ihm seine Gewänder ab, und nahmen das Chorhemd und den Gürtel, die Armstreifen und die Stola. Und er stand wie einer im Traum.

Und als sie ihm die Gewänder abgenommen hatten, sah er sie an und sprach:

„Was sind das für Blumen auf dem Altar und woher kommen sie?“

Und sie antworteten ihm:

„Was es für Blumen sind, wissen wir nicht, aber sie kommen vom Winkel auf dem Felde der Walker.“

Und der Priester zitterte und ging in sein Haus und betete.

Und am Morgen, als es noch Dämmerung war, ging er hinaus mit den Mönchen und Musikanten, den Weihrauchschwingern und den Kerzenträgern und einer grossen Menge; und er kam zum Ufer des Meeres und segnete das Meer und alle wilden Wesen, die darin sind. Und die Faune segnete er, und die kleinen Wesen, die im Walde tanzen, und die Wesen mit glänzenden Augen, die durch die Blätter spähen. Alle Wesen in Gottes Welt segnete er, und das Volk war voll Freude und Staunen. Aber niemals wieder wuchsen im Winkel des Feldes der Walker Blumen, sondern das Feld blieb öde wie zuvor. Und auch das Meervolk kam nicht mehr in die Bucht wie früher, sondern es ging in einen anderen Teil des Meeres.

## DAS STERNENKIND.



S waren einmal zwei arme Holzfäller, die durch einen grossen Tannenwald nach Hause gingen. Es war Winter, und die Nacht war bitter kalt. Der Schnee lag tief auf der Erde und hoch auf den Zweigen der Bäume. Der Frost zerbrach die kleinen Äste auf beiden Seiten, wo sie vorübergingen: und als sie zu dem Gebirgsbach kamen, hing er bewegungslos in der Luft, denn der Eiskönig hatte ihn geküsst.

Es war so kalt, dass selbst die Tiere und die Vögel nicht wussten, was sie anfangen sollten.

„Uu“, knurrte der Wolf, als er durch das Unterholz lief, den Schwanz zwischen den Beinen, „das ist ja ein ganz abseheuliches Wetter. Dass da die Regierung nicht einschreitet!“

„Uiet! Uiet! Uiet!“ zwitscherten die grünen Hänflinge, „die alte Erde ist tot, und sie haben sie in ihrem weissen Totenlaken aufgebahrt.“

„Die Erde will sich verheiraten, und dies ist ihr Brautgewand“, flüsterten die Turteltauben einander zu. Ihre kleinen rosigen Füsse waren ganz verfroren, aber sie meinten, es sei ihre Pflicht, die Lage romantisch aufzufassen.

„Unsinn!“ heulte der Wolf. „Ich sage euch, die Regierung ist an allem schuld, und wenn ihr mir nicht glaubt, so fress ich euch.“ Der Wolf war von Grund aus praktisch veranlagt, und es fehlte ihm nie an guten Gründen.

„Nun, ich für meinen Teil“, sagte der Specht, der ein geborener Philosoph war, „ich kümmere mich nicht die Spur um Erklärungen. Wenn etwas so ist, ist es so, und jetzt ist es furchtbar kalt.“

Und furchtbar kalt war es wirklich. Die kleinen Eichhörnchen, die im Innern der grossen Fichten wohnten, rieben fortwährend ihre Nasen aneinander, um sich warm zu halten, und die Kaninchen rollten sich in ihren Höhlen auf und wagten nicht, sich draussen blicken zu lassen. Es schien, nur die grossen gehörnten Eulen freuten sich. Ihre Federn waren vom Reif ganz steif,

aber das war ihnen gleich, und sie rollten ihre grossen gelben Augen und riefen sich durch den Wald hin zu:

„Tu-wiet! Tu-woo! Tu-wiet! Tu-woo! Was für ein wundervolles Wetter wir haben!“

Weiter und weiter gingen die beiden Holzfäller, bliesen sich kräftig auf die Finger und stampften mit ihren grossen eisenbeschlagenen Stiefeln auf den festgetretenen Schnee. Einmal sanken sie in ein Loch mit Tribschnee und kamen ganz weiss heraus, wie die Müller sind, wenn die Steine Korn mahlen; und einmal glitten sie auf dem glatten Eise aus, wo das Sumpfwasser gefroren war, und ihr Reisig fiel aus den Bündeln, und sie mussten es wieder zusammensuchen und zusammenbinden; und einmal glaubten sie, sie hätten den Weg verloren, und grosse Angst befiel sie, denn sie wussten, dass der Schnee grausam ist gegen die, die in seinen Armen schlafen. Aber sie setzten ihr Vertrauen auf den guten Sankt Martin, der über allen Wanderern wacht, und gingen auf ihren Spuren zurück und passten dann scharf auf. Und endlich erreichten sie den Saum des Waldes und sahen, fern unten im Tale zu ihren Füssen, die Lichter des Dorfes, in dem sie wohnten.

Ihre Freude über die Rettung war so gross, dass sie laut lachten, und die Erde erschien ihnen wie eine silberne Blume, und der Mond wie eine Blume aus Gold.

Aber nachdem sie gelacht hatten, wurden sie wieder traurig, denn sie dachten an ihre Armut, und einer von ihnen sagte zum anderen: „Warum haben wir gelacht? Wir sehen doch, dass das Leben für die Reichen ist und nicht für solche, wie wir sind. Besser wären wir vor Kälte im Walde gestorben, oder es wären wilde Tiere über uns hergefallen und hätten uns getötet.“

„Wahrlich“, antwortete sein Gefährte, „den einen ist viel gegeben, und wenig den anderen. Das Unrecht hat die Welt verteilt, und nichts ist gleich geteilt ausser der Sorge.“

Aber als sie ihr Elend beklagten, geschah etwas Seltsames. Vom Himmel fiel ein glänzender und schöner Stern. Er glitt seitlich am Himmel herab, an den anderen Sternen vorbei in seinem Lauf, und als sie ihm verwundert mit den Augen folgten, schien es ihnen, als sänke er hinter einem Gebüsch von Weidenbäumen zu Boden,

das dicht bei einer kleinen Schaflürde stand, nicht mehr als einen Steinwurf von ihnen entfernt.

„Ei! da liegt ein Topf Gold, für den, der ihn findet“, riefen sie aus, und sie machten sich an und liefen, so gierig waren sie nach dem Golde.

Und der eine von ihnen lief schneller als der andere und überholte ihn und arbeitete sich durch die Weiden und kam auf der anderen Seite heraus, und siehe da! auf dem weissen Schnee lag wirklich ein goldenes Ding. Er eilte also dahin und beugte sich nieder und legte die Hand darauf, und es war ein Tuch aus goldenem Gewebe, seltsam mit Sternen besetzt und in viele Falten geschlungen. Und er rief seinem Gefährten zu, er habe den Schatz gefunden, der vom Himmel gefallen sei, und als sein Gefährte gekommen war, setzten sie sich auf den Schnee und lösten die Falten des Tuches, um die Goldstücke unter sich zu verteilen. Aber ach! kein Gold war darin und auch kein Silber, noch überhaupt irgend ein Schatz, sondern nur ein kleines schlafendes Kind.

Und der eine von beiden sagte zum andern:

„Das ist ein bitteres Ende unserer Hoffnung, und wir haben kein Glück, denn was soll ein Kind einem Manne nützen? Wir wollen es liegen lassen, und unseres Weges gehen; denn wir sind arme Leute und haben selber Kinder, deren Brot wir nicht einem fremden geben dürfen.“

Aber sein Gefährte antwortete ihm:

„Nein, es wäre schlecht, das Kind hier im Schnee umkommen zu lassen, und wenn ich auch ebenso arm bin wie du, und viele Mäuler zu füttern und nur wenig in der Schüssel habe, ich will es doch mit nach Hause nehmen, und mein Weib soll für es sorgen.“

Und so nahm er das Kind ganz zart auf und hüllte das Tuch darum, um es vor der scharfen Kälte zu schützen, und ging den Hügel hinunter zum Dorf, und sein Gefährte wunderte sich sehr über seine Torheit und Herzensweichheit.

Und als sie zum Dorfe kamen, sagte sein Gefährte zu ihm:

„Du hast das Kind, gib mir also das Tuch, denn es ist nur recht, dass wir teilen.“

Aber er antwortete ihm:

„Nein; denn das Tuch gehört weder dir noch mir, sondern einzig dem Kinde“; und er bot ihm ein Gott-zum-Gruss und ging in sein Haus und klopfte.

Und als sein Weib die Tür öffnete und sah, dass ihr Mann heil zurückgekehrt sei, schlang sie ihm die Arme um den Hals und küsste ihn. und nahm ihm das Reisigbündel vom Rücken und fegte den Schnee von seinen Stiefeln und hiess ihn hineinkommen.

Er aber sagte zu ihr:

„Ich habe etwas im Walde gefunden und es dir mitgebracht, dass du dafür sorgest“, und er rührte sich nicht von der Schwelle.

„Was ist es?“ rief sie. „Zeige es mir, denn das Haus ist leer, und wir brauchen vieles.“ Und er zog das Tuch zurück und zeigte ihr das schlafende Kind.

„Ach, guter Mann!“ murmelte sie, „haben wir nicht selber Kinder genug, dass du durchaus noch einen Wechselbalg bringen musst, an unserem Herde zu sitzen? Und wer weiss, ob es uns nicht Unglück bringen wird? Und wie sollen wir es pflegen?“ und sie war zornig auf ihn.

„Ja, aber es ist ein Sternenkind“, antwortete er; und er erzählte ihr, wie er es gefunden hatte.

Aber sie liess sich nicht besänftigen, sondern höhnte ihn und sprach zornig und rief:

„Unsere Kinder haben kein Brot und sollen wir fremde Kinder füttern? Wer kümmert sich um uns? Und wer gibt uns Brot?“

„Ja, aber Gott sorgt für die Sperlinge selbst und gibt ihnen Nahrung“, antwortete er.

„Sterben die Sperlinge nicht vor Hunger im Winter?“ fragte sie.

„Und ist nicht jetzt Winter?“

Und der Mann antwortete nichts, aber er ging nicht von der Schwelle.

Und ein bitterer Wind kam vom Walde herein durch die offene Tür und liess sie erzittern: und sie schauderte und sagte zu ihm:

„Willst du die Tür nicht schliessen? Es weht ein bitterer Wind ins Haus und mich friert.“

„In ein Haus, in dem ein Herz hart ist, weht da nicht immer ein bitterer Wind hinein?“ fragte er.

Und die Frau antwortete nicht, kroch aber dichter ans Feuer.

Und nach einer Weile drehte sie sich um und sah ihn an, und ihre Augen waren voll Tränen. Da trat er schnell hinein und legte ihr das Kind in die Arme; und sie küsste es und legte es in ein kleines Bett, wo das jüngste ihrer eigenen Kinder schlief. Und am Morgen nahm der Holzfäller das seltsame goldene Tuch und legte es in eine grosse Truhe, und eine Kette von Bernstein, die um des Kindes Hals war, nahm seine Frau und legte sie dazu. So wurde das Sternkind mit den Kindern des Holzfällers aufgezogen und sass mit ihnen am gleichen Tisch und war ihr Spielgefährte. Und jedes Jahr wurde es schöner, so dass alle, die im Dorfe wohnten, von Staunen erfüllt waren; denn wenn sie schwarzbraun und dunkelhaarig waren, blieb es weiss und zart wie gedrehtes Elfenbein, und seine Locken waren wie die Ringe des Affodill. Und seine Lippen waren wie die Blätter einer roten Blüte, und seine Augen waren wie Veilchen an einem Strome klaren Wassers und sein Leib wie der Narkissos auf einem Felde, wohin der Schnitter nicht kommt.

Aber seine Schönheit tat ihm Böses. Denn er wurde stolz und grausam und selbstsüchtig. Die Kinder des Holzfällers und die andern Kinder des Dorfes verachtete er, und sagte, sie seien von niederer Herkunft, während er edel geboren sei, denn er stamme von einem Stern ab; und er machte sich zum Herrn über sie und nannte sie seine Diener. Kein Mitleid hatte er mit den Armen, oder für die, die blind waren oder verkrüppelt oder irgendwie krank; sondern er warf Steine nach ihnen und trieb sie hinaus auf die Landstrasse und hiess sie ihr Brot anderswo betteln, so dass niemand ausser den Geächteten zweimal in jenes Dorf kam, um ein Almosen zu erbitten. Ja, er war wie einer, der die Schönheit über alles liebte, und er verhöhnte die Schwachen und Schlechtweggekommenen und machte Witze über sie; und sich selber liebte er; und im Sommer, wenn die Winde schliefen, dann lag er am Brunnen im Garten des Priesters und sah hinunter auf das Wunder seines Gesichtes und lachte vor Freude über seine Schönheit.

Oft schalten ihn der Holzfäller und seine Frau und sagten:  
„Wir haben nicht so an dir gehandelt, wie du an denen handelst, die trostlos sind und niemand haben, der ihnen hülfe. Warum bist du so grausam gegen alle, die Mitleid brauchen?“

Oft schickte auch der alte Priester nach ihm, und suchte ihn die Liebe zu allem Lebenden zu lehren und sagte zu ihm:

„Die Fliege ist dein Bruder. Tu ihr nichts an. Die wilden Vögel, die im Walde schweifen, haben ihre Freiheit. Fange sie nicht zu deinem Vergnügen. Gott schuf die Blindschleiche und den Maulwurf, und jeder hat seinen Ort. Wer bist du, dass du Schmerz in Gottes Welt tragen dürftest? Selbst die Tiere auf dem Felde preisen Ihn.“ Aber das Sternenkind kümmerte sich nicht um ihre Worte, sondern runzelte die Stirn und spottete und ging zu seinen Genossen zurück und führte sie. Und seine Genossen folgten ihm, denn er war schön und flinkfüßig, und konnte tanzen und flöten und Musik machen. Und wohin das Sternenkind sie führte, dahin folgten sie, und was das Sternenkind sie tun hiess, das taten sie. Und als er mit einem scharfen Rohr dem Maulwurf die Augen ausstiess, lachten sie, und wenn er mit Steinen nach den Aussätzigen warf, lachten sie auch. Und in allen Dingen herrschte er über sie, und sie wurden hartherzig, wie er es war.

Nun kam eines Tages eine arme Bettelfrau durch das Dorf. Ihre Kleider waren zerrissen und zerlumpt, und ihre Füsse bluteten von dem rauhen Weg, auf dem sie gewandert war, und sie war in sehr üblem Zustand. Und da sie müde war, setzte sie sich unter einen Kastanienbaum, um auszuruhen.

Als das Sternenkind sie sah, sagte er zu seinen Genossen:

„Seht! da sitzt ein schmutziges Bettelweib unter dem schönen grünenden Baum. Kommt, wir wollen sie fortjagen, denn sie ist hässlich und ungestaltet.“

Und sie kamen näher und warfen Steine nach ihr und verhöhnten sie, und sie sah ihn mit Schrecken an und wandte den Blick von ihm nicht ab. Und als der Holzhacker, der in einem nahen Wildfang Holz spaltete, sah, was das Sternenkind tat, lief er herbei und schalt ihn und sagte:

„Wahrlich, du hast ein hartes Herz und kennst kein Erbarmen, denn was hat dir dies arme Weib zuleide getan, dass du sie so behandelst?“

Und das Sternenkind wurde rot vor Zorn und stampfte mit dem Fuss auf den Boden und sagte:

„Wer bist du, dass du mich fragst, was ich tue? Ich bin nicht dein Sohn, dass ich tue, was du mich heissest.“

„Da sprichst du wahr“, antwortete der Holzfäller, „aber ich erbarmte mich deiner, als ich dich im Walde fand.“

Und als das Weib diese Worte hörte, stiess sie einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Und der Holzfäller trug sie zu sich ins Haus und seine Frau sorgte für sie, und als sie aus der Ohnmacht erwachte, in die sie gefallen war, setzten sie ihr zu essen und zu trinken vor, und hiessen sie gutes Mutes sein.

Aber sie wollte weder essen noch trinken, sondern sagte zu dem Holzfäller:

„Sagtest du nicht, du hättest das Kind im Walde gefunden? Und war es nicht vor zehn Jahren am heutigen Tag?“

Und der Holzfäller antwortete:

„Ja, im Walde hab ich ihn gefunden, und heute sind es zehn Jahre her.“

„Und was für Zeichen fandest du bei ihm?“ rief sie. „Trug er nicht eine Bernsteinkette um seinen Hals? War er nicht eingebüllt in ein Tuch aus Goldgewebe, bestickt mit Sternen?“

„Ganz recht“, antwortete der Holzfäller, „es war, wie du sagst.“ Und er nahm das Tuch und die Bernsteinkette aus der Truhe, in der sie lagen, und zeigte sie ihr.

Und als sie sie sah, weinte sie vor Freude und sprach:

„Er ist mein kleiner Sohn, den ich im Walde verlor. Ich bitte dich, schicke sofort nach ihm, denn um ihn zu suchen, bin ich über die ganze Welt gewandert.“

Und der Holzfäller und seine Frau gingen hinaus und riefen das Sternenkind und sagten zu ihm:

„Geh ins Haus und da wirst du deine Mutter finden, die auf dich wartet.“

Und er lief hinein voll Staunen und grosser Freude. Als er aber sah, wer da drinnen wartete, lachte er verächtlich und sagte:

„Nein, wo ist meine Mutter? Denn ich sehe niemanden hier als das gemeine Bettelweib.“

Und das Weib antwortete ihm:

„Ich bin deine Mutter.“

„Du bist wahnsinnig“, rief das Sternenkind voll Zorn. „Ich bin nicht dein Sohn, denn du bist eine Bettlerin, und hässlich, und in Lumpen. Deshalb mach dich fort und lass mich nicht länger dein schmutziges Gesicht sehen.“

„Nein, aber du bist wirklich mein kleiner Sohn, den ich in den Wald trug,“ rief sie, und sie sank in ihre Knie und streckte die Arme aus nach ihm. „Die Räuber haben dich mir gestohlen und dich liegen lassen, damit du sterben solltest.“ murmelte sie, „über ich erkannte dich, als ich dich erblickte, und die Zeichen habe ich auch erkannt, das Tuch aus Goldgewebe und die Bernsteinkette. Deshalb bitte ich dich, komm mit mir, denn über die ganze Welt bin ich gewandert, um dich zu suchen. Komm mit mir, mein Sohn, denn ich brauche deine Liebe.“

Aber das Sternenkind rührte sich nicht von der Stelle, sondern verschloss die Türen seines Herzens gegen sie, und man vernahm keinen Laut, als den Laut des Weibes, das aus Schmerz weinte.

Und schliesslich sprach er zu ihr, und seine Stimme war hart und bitter.

„Wenn du in Wahrheit meine Mutter bist,“ sagte er, „dann wäre es besser gewesen, du wärest fortgeblieben, und nicht hierher gekommen, um mich in Schande zu bringen; denn ich glaubte, ich sei das Kind eines Sternes und nicht einer Bettlerin Kind, wie du behauptest. Darum mach dich auf und lass mich dich nicht mehr sehen.“

„Ach, mein Sohn!“ rief sie, „willst du mich nicht küssen, ehe ich gehe? Denn ich habe vieles erduldet, um dich zu finden.“

„Nein,“ sagte das Sternenkind, „du bist zu garstig anzuschauen, und eher will ich die Natter küssen oder die Kröte, als dich.“

Da stand das Weib auf und ging fort in den Wald und weinte bitterlich: und als das Sternenkind sah, dass sie fort war, freute es sich und lief zu seinen Spielgenossen zurück, um mit ihnen zu spielen.

Aber als sie ihn kommen sahen, verlöhrnten sie ihn und riefen:

„Ei, du bist so scheusslich, wie die Kröte, und so ekelhaft wie die Natter. Mach dich fort, denn wir lassen dich nicht mit uns spielen.“ und sie jagten ihn aus dem Garten.

Und das Sternenkind runzelte die Stirn und sprach zu sich selber: „Was bedeutet das, was sie sagen? Ich will an den Wasserbrunnen gehen und hineinsehen, und er soll mir meine Schönheit zeigen.“

Und er ging an den Wasserbrunnen und sah hinein, und siehe! sein Gesicht war wie das Gesicht einer Kröte und sein Körper

war geschuppt wie der einer Natter. Und er warf sich in das Gras nieder und weinte und sprach zu sich: „Wahrlich, das ist über mich gekommen wegen meiner Sünde. Denn ich habe meine Mutter verleugnet und sie fortgejagt und bin stolz und grausam gegen sie gewesen. Darum will ich gehen und sie über die ganze Welt suchen und nicht ruhen, bis ich sie gefunden habe.“

Und da kam die kleine Tochter des Holzfällers zu ihm, und sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Was tut es, ob du deine Schönheit verloren hast? Bleibe bei uns, und ich will dich nicht verhöhnen.“

Und er sagte zu ihr:

„Nein, denn ich bin grausam gegen meine Mutter gewesen, und zur Strafe ist dieses Übel mir gesandt. Deshalb muss ich von hinnen ziehen und durch die Welt wandern, bis ich sie finde und sie mir ihre Vergebung gibt.“

Und er lief fort in den Wald und rief seine Mutter, zu ihm zu kommen, aber er erhielt keine Antwort. Den ganzen Tag lang rief er nach ihr, und als die Sonne unterging, legte er sich auf einem Bett von Blättern nieder, um zu schlafen. Und die Vögel und die Tiere flohen vor ihm, denn sie gedachten seiner Grausamkeit, und er war allein, nur die Kröte sah ihn an, und die langsame Natter schlich vorüber. Und am Morgen stand er auf und pflückte bittere Beeren von den Bäumen und ass sie und ging seinen Weg durch den grossen Wald und weinte. Und alles, was er traf, fragte er, ob es etwa seine Mutter gesehen hätte.

Er sagte zum Maulwurf:

„Du kannst unter die Erde gehen. Sage mir, ist meine Mutter dort?“

Und der Maulwurf antwortete:

„Du hast meine Augen blind gemacht. Wie sollte ich es wissen?“

Und er sagte zum Hänfling:

„Du kannst über die Wipfel der grossen Bäume fliegen und die ganze Welt sehen. Sage mir, kannst du meine Mutter finden?“

Und der Hänfling antwortete:

„Du hast mir die Flügel zu deinem Vergnügen beschnitten; wie sollte ich fliegen?“

Und zu dem kleinen Eichhörnchen, das in der Tanne wohnt, und einsam war, sagte er:

„Wo ist meine Mutter?“

Und das Eichhörnchen antwortete:

„Du hast die meine erschlagen. Suchst du jetzt auch deine zu erschlagen?“

Und das Sternenkind weinte und neigte den Kopf, und bat Gottes Geschöpfe um Vergebung, und ging weiter durch den Wald und suchte nach dem Bettelweib. Und am dritten Tage kam er zur anderen Seite des Waldes und ging hinab in die Ebene.

Und wenn er durch die Dörfer kam, verhöhnten ihn die Kinder und warfen mit Steinen nach ihm; und die Bauern wollten ihn nicht einmal in den Ställen schlafen lassen, aus Furcht, er könnte den Melten auf das gespeicherte Korn bringen, so furchtbar war er anzusehen, und ihre Tagelöhner jagten ihn davon, und niemand hatte Mitleid mit ihm. Und nirgends hörte er von dem Bettelweib, das seine Mutter war, obgleich er drei Jahre lang über die Welt wanderte und oftmals glaubte, sie vor sich auf dem Wege zu sehen, und nach ihr rief und hinter ihr herlief, bis seine Füße von den scharfen Kieseln bluteten. Aber einholen konnte er sie nicht, und die am Wege wohnten, leugneten immer, sie gesehen zu haben, sie oder etwas Ähnliches, und sie verhöhnten seinen Gram. Drei Jahre lang wanderte er über die Welt, und in der Welt war weder Liebe noch Güte noch Erbarmen für ihn, sondern es war eine Welt, wie er sie in den Tagen seines grossen Stolzes um sich geschaffen hatte.

Und eines Abends kam er an das Tor einer stark befestigten Stadt, die an einem Flusse stand, und ob er auch müde und wund war, machte er sich doch auf, hineinzugehen. Aber die Soldaten, die auf der Wache standen, senkten ihre Hellebarden vor den Eingang und sagten rauh zu ihm:

„Was hast du in der Stadt zu suchen?“

„Ich suche nach meiner Mutter“, antwortete er, „und ich bitte euch, lasst mich hinein, denn es kann sein, dass sie in der Stadt ist.“

Aber sie verhöhnten ihn und einer von ihnen schüttelte seinen schwarzen Bart, setzte seinen Schild nieder und rief:

„Wahrhaftig, deine Mutter wird sich nicht freuen, wenn sie dich sieht, denn du bist scheusslicher als die Kröte des Sumpfes oder die Otter, die im Moraste kriecht. Mach dich fort. Mach dich fort. Deine Mutter wohnt nicht in dieser Stadt.“

Und ein anderer, der eine gelbe Fahne in der Hand trug, sagte zu ihm:

„Wer ist deine Mutter, und warum suchst du sie?“

Und er antwortete:

„Meine Mutter bettelt wie ich, und ich habe sie schlecht behandelt; und ich bitte euch, lasst mich hinein, dass sie mir ihre Verzeihung gebe, wenn sie in dieser Stadt weilt.“

Aber sie wollten nicht und stachen nach ihm mit ihren Speeren. Und als er sich weinend fortwandte, kam einer, dessen Rüstung mit goldenen Blumen eingelegt war, und auf dessen Helm ein geflügelter Löwe lag, und er fragte die Soldaten, wer da Eintritt verlangt habe. Und sie sagten zu ihm:

„Es war ein Bettler und das Kind einer Bettlerin, und wir haben ihn fortgejagt.“

„Ei,“ rief er lachend, „aber lasst uns das schmutzige Ding als Sklaven verkaufen, und sein Preis soll eine Schale süßen Weines sein.“

Und ein alter Mann mit einem bösen Gesicht ging vorüber und rief aus und sagte:

„Ich will ihn um den Preis kaufen,“ und als er den Preis gezahlt hatte, nahm er das Sternenkid bei der Hand und führte es in die Stadt.

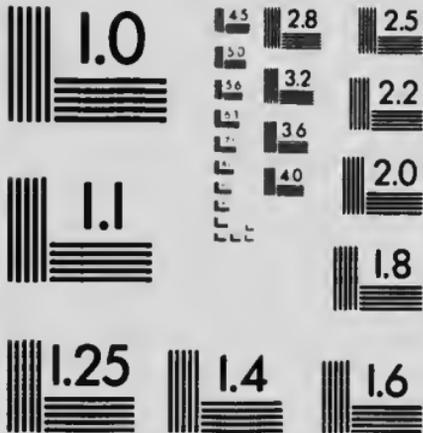
Und nachdem sie durch viele Strassen gegangen waren, kamen sie an eine kleine Thür in einer Mauer, die von einem Granatbaum bedeckt war. Und der alte Mann berührte die Tür mit einem Ring aus geschnittenem Jaspis, und sie sprang auf, und sie gingen fünf erzene Stufen hinunter in einen Garten, in dem schwarzer Moh'n wuchs und grüne Krüge aus gebranntem Lehm standen. Und der alte Mann nahm aus seinem Turban ein Tuch aus bunter Seide und band dem Sternenkid die Augen zu und stiess es vor sich her. Und als das Tuch ihm von den Augen genommen wurde, war es in einem Kerker, den eine Hornlaterne beleuchtete.

Und der alte Mann setzte ihm auf einem Holzteller schimmeliges Brot vor und sagte: „Iss,“ und salziges Wasser in einem Becher und sagte: „Trink,“ und als er es gegessen und getrunken hatte, ging der alte Mann hinaus und verschloss die Tür hinter sich und verriegelte sie mit einer eisernen Kette.



# MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)



**APPLIED IMAGE Inc**

1653 East Main Street  
Rochester, New York 14609 USA  
(716) 482-0300 - Phone  
(716) 288-5989 - Fax

Und am anderen Tage kam der alte Mann, der der verschlagendste der Libyschen Zauberer war, und seine Kunst von einem gelernt hatte, der in den Gräbern des Niles wohnte, zu ihm herein, sah ihn finster an und sprach:

„In einem Wald nahe bei dieser Stadt von Giaouren liegen drei Stücke Gold. Eins ist aus weissem Gold, ein anderes aus gelbem Gold und das Gold des dritten ist rot. Heute sollst du mir das Stück weissen Goldes bringen, und wenn du es nicht mitbringst, werde ich dich mit hundert Schlägen schlagen. Mach dich geschwind auf und bei Sonnenuntergang werde ich dich an der Tür des Gartens erwarten. Sieh zu, dass du das weisse Gold bringst, oder es wird dir übel ergehen, denn du bist mein Sklave, und ich habe dich um den Preis einer Schale süssen Weines gekauft.“

Und er verband dem Sternkind die Augen mit dem Tuch aus bunter Seide und führte ihn durch das Haus und durch den Mohngarten und die fünf erzenen Stufen hinauf. Und nachdem er die kleine Tür mit seinem Ring geöffnet hatte, setzte er ihn auf die Strasse. Und das Sternkind ging zu den Toren der Stadt hinaus, und kam zu dem Wald, von dem ihm der Zauberer gesprochen hatte.

Und der Wald war von aussen schön anzusehen und schien voll von singenden Vögeln und süss duftenden Blumen zu sein, und das Sternkind ging froh hinein. Aber die Schönheit nützte ihm wenig, denn wohin er auch ging, wuchsen scharfe Dornen und Sträucher aus der Erde empor und umklammerten ihn, und böse Nesseln brannten ihn, und die Distel stach ihn mit ihren Dolchen, so dass er in grosser Not war. Und nirgends konnte er das Stück weissen Goldes finden, von dem der Zauberer gesprochen hatte, obgleich er es vom Morgen bis zum Mittag suchte und vom Mittag bis zum Sonnenuntergang. Und mit Sonnenuntergang wandte er sein Gesicht heimwärts, und er weinte bitterlich, denn er wusste, was ihn erwartete.

Als er aber den Saum des Waldes erreicht hatte, hörte er aus einem Dickicht einen Schrei, wie von einem, der in Not ist. Und da vergass er seine eigene Sorge und lief zurück und fand einen kleinen Hasen in einer Falle, die ein Jäger aufgestellt hatte.

Und das Sternkind hatte Mitleid mit ihm und befreite ihn und sagte: „Ich bin selbst nur ein Sklave, und doch kann ich dir die Freiheit geben.“

Und der Hase antwortete ihm und sagte:

„Wahrlich, du hast mir die Freiheit gegeben, und was soll ich dir dafür geben?“

Und das Sternenkind sagte zu ihm:

„Ich suche nach einem Stück weissen Goldes und kann es nirgends finden, und wenn ich es meinem Herrn nicht bringe, wird er mich schlagen.“

„Komm mit mir,“ sagte der Hase, „und ich will dich zu ihm führen, denn ich weiss, wo es verborgen ist, und zu welchem Zweck.“

Und das Sternenkind ging mit dem Hasen, und siehe! im Spalt eines grossen Eichbaumes lag das Stück weissen Goldes, das er suchte.

Und er war voller Freude und ergriff es und sagte zu dem Hasen:

„Den Dienst, den ich dir tat, hast du viele Male zurückgegeben, und die Güte, die ich dir erwies, hast du hundertfach zurückgezahlt.“

„Nein,“ antwortete der Hase, „aber wie du an mir gehandelt hast, habe ich an dir gehandelt“, und er lief hurtig davon, und das Sternenkind ging zur Stadt zurück.

Und am Tore der Stadt sass einer, der ein Aussätziger war. Über sein Gesicht hing eine Kappe aus grauem Leinen, und durch die Augenlöcher glühten seine Augen wie rote Kohlen. Und als er das Sternenkind kommen sah, schlug er an ein hölzernes Becken und klirrte mit seiner Glocke und rief ihn an und sagte:

„Gib mir ein Geldstück oder ich muss Hungers sterben. Denn sie haben mich aus der Stadt gestossen, und niemand hat Mitleid mit mir.“

„Ach!“ rief das Sternenkind, „ich habe nur ein Stück Goldes in meinem Beutel, und wenn ich das meinem Herrn nicht bringe, wird er mich schlagen, denn ich bin sein Sklave.“

Aber der Aussätzige flehte ihn an und bat ihn, bis das Sternenkind Mitleid hatte und ihm das Stück weissen Goldes gab.

Und als er zum Hause des Zauberers kam, öffnete ihm der Zauberer und brachte ihn hinein und sagte:

„Hast du das Stück weissen Goldes?“

Und das Sternenkind antwortete:

„Ich habe es nicht.“

Da fiel der Zauberer über ihn her und schlug ihn und setzte ihm einen leeren Teller vor und sagte: „Iss,“ und einen leeren Becher und sagte: „Trink,“ und warf ihn wieder in den Kerker.

Und am andern Morgen kam der Zauberer zu ihm und sagte:  
„Wenn du mir heute nicht das Stück gelben Goldes bringst, werde ich dich wahrlich als meinen Sklaven behalten und dir dreihundert Schläge geben.“

Und das Sternenkind ging in den Wald, und den ganzen Tag lang suchte er nach dem Stück gelben Goldes, aber nirgends konnte er es finden. Und beim Sonnenuntergang setzte er sich hin und begann zu weinen, und als er weinte, kam der kleine Hase zu ihm, den er aus seiner Falle befreit hatte.

Und der Hase sagte zu ihm:

„Warum weinst du, und was suchst du im Walde?“

Und das Sternenkind antwortete:

„Ich suche ein Stück gelben Goldes, das hier verborgen ist, und wenn ich es nicht finde, wird mein Herr mich schlagen und mich als seinen Sklaven behalten.“

„Folge mir,“ rief der Hase, und er lief durch den Wald, bis er an einen Wasserpfuhl kam. Und auf dem Grunde des Pfuhles lag das Stück gelben Goldes.

„Wie soll ich dir danken?“ sagte das Sternenkind, „denn siehe! das ist das zweite Mal, dass du mir geholfen hast.“

„Ja, aber du hattest zuerst Erbarmen mit mir,“ sagte der Hase, und er lief eilig fort.

Und das Sternenkind nahm das Stück gelben Goldes und steckte es in seinen Beutel und eilte zur Stadt. Aber der Aussätzige sah ihn kommen und lief ihm entgegen und kniete nieder und rief:  
„Gib mir ein Stück Geldes, oder ich werde Hungers sterben.“

Und das Sternenkind sagte zu ihm:

„Ich habe in meinem Beutel nur ein Stück gelben Goldes, und wenn ich es meinem Herrn nicht bringe, wird er mich schlagen und mich als seinen Sklaven behalten.“

Aber der Aussätzige bat ihn so sehr, dass das Sternenkind Mitleid mit ihm hatte und ihm das Stück gelben Goldes gab.

Und als er zum Hause des Zauberers kam, öffnete der Zauberer ihm und liess ihn herein und sagte:

„Hast du das Stück gelben Goldes?“

Und das Sternenkind sagte:

„Ich habe es nicht.“

Da fiel der Zauberer über ihn her und belud ihn mit Ketten und warf ihn wieder in den Kerker.

Und am folgenden Morgen kam der Zauberer zu ihm und sagte: „Wenn du mir heute das Stück roten Goldes bringst, will ich dich freilassen. Aber wenn du es nicht bringst, werde ich dich wahrlich erschlagen.“

Und das Sternenkind ging in den Wald hinaus und suchte den ganzen Tag lang nach dem Stück roten Goldes, aber er konnte es nirgends finden. Und am Abend setzte er sich hin und weinte, und als er weinte, kam der kleine Hase zu ihm.

Und der Hase sagte zu ihm:

„Das Stück roten Goldes, das du suchst, liegt in der Höhle hinter dir. Also weine nicht länger, sondern freue dich.“

„Wie soll ich dir lohnen“, rief das Sternenkind, „denn siehe, dies ist das dritte Mal, dass du mir geholfen hast.“

„Ja, aber du hattest zuerst mit mir Erbarmen“, sagte der Hase, und er lief eilig fort.

Und das Sternenkind ging in die Höhle und im entferntesten Winkel fand er das Stück roten Goldes. Und er steckte es in seinen Beutel und eilte zur Stadt. Und der Aussätzige sah ihn kommen und stellte sich auf die Mitte des Weges und rief aus und sagte: „Gib mir das Stück roten Goldes, oder ich muss sterben“, und das Sternenkind hatte wieder Mitleid mit ihm und gab ihm das Stück roten Goldes und sagte: „Deine Not ist grösser als meine.“ Aber sein Herz war schwer, denn er wusste, welches übles Schicksal seiner harrte.

Aber siehe! als er durch das Tor der Stadt kam, neigten sich die Wachen und huldigten ihm und sagten:

„Wie schön unser Herr ist!“

Und eine Menge von Bürgern folgte ihm und rief:

„Wahrlich, niemand in der ganzen Welt ist schöner!“

Und das Sternenkind weinte und sprach zu sich: „Sie spotten meiner und machen sich über mein Elend lustig.“ Und so gross war der Zusammenlauf des Volkes, dass er die Richtung seines Wegs verlor und sich zuletzt auf einem grossen Platz befand, auf dem der Palast eines Königs stand.

Und das Tor des Palastes öffnete sich, und die Priester und die

hohen Beamten der Stadt eilten ihm entgegen, und sie erniedrigten sich vor ihm und sagten:

„Du bist unser Herr, auf den wir gewartet haben, und der Sohn unseres Königs.“

Und das Sternenkind antwortete ihnen und sprach:

„Ich bin keines Königs Sohn, sondern das Kind eines armen Bettelweibes. Und warum sagt ihr, ich sei schön, da ich doch weiss, dass ich übel anzuschauen bin?“

Da hielt der, dessen Rüstung mit goldenen Blumen eingelegt war, und auf dessen Helm ein geflügelter Löwe lag, einen Schild hoch und rief:

„Warum sagt mein Herr, er sei nicht schön?“

Und das Sternenkind sah hinein, und siehe! sein Gesicht war wie es gewesen war, und seine Schönheit war zurückgekommen, und in seinen Augen sah er, was er zuvor in ihnen nie gesehen hatte. Und die Priester und die hohen Beamten knieten nieder und sprachen zu ihm:

„Es war seit langer Zeit geweissagt, dass am heutigen Tage kommen würde, der über uns herrschen soll. Deshalb nehme unser Herr diese Krone und dies Scepter und in seiner Gerechtigkeit und Gnade sei er unser König über uns.“

Aber er sprach zu ihnen:

„Ich bin nicht würdig, denn ich habe die Mutter, die mich trug, verleugnet, und ich darf nicht ruhen, bis ich sie gefunden habe und ihre Vergebung erfuhr. Deshalb lasst mich gehen, denn ich muss wieder über die Welt wandern und darf hier nicht weilen, ob ihr mir auch die Krone bringt und das Scepter.“

Und als er sprach, wandte er das Gesicht von ihnen und auf die Strasse hinaus, die zum Tore der Stadt führte, und siehe! unter der Menge, die die Soldaten umdrängte, sah er das Bettelweib, das seine Mutter war, und ihr zur Seite stand der Aussätzige, der am Wege gesessen hatte.

Und ein Freudenschrei brach von seinen Lippen, und er lief hinüber und kniete nieder und küsste die Wunden an seiner Mutter Füßen und benetzte sie mit seinen Tränen. Er neigte sein Haupt in den Staub und schluchzte wie einer, dessen Herz brechen will, und er sprach zu ihr:

„Mutter, ich verleugnete dich in der Stunde meines Stolzes. Nimm mich auf in der Stunde meiner Niedrigkeit. Mutter, ich gab dir Hass. Gib du mir Liebe. Mutter, ich stiess dich zurück. Nimm jetzt dein Kind auf.“

Aber das Bettelweib antwortete ihm nicht ein Wort.

Und er streckte die Hände aus und umfasste die weissen Füsse des Aussätzigen und sprach zu ihm:

„Dreimal gab ich dir von meinem Mitleid. Heiss mich, Mutter einmal zu mir reden.“

Aber der Aussätzige antwortete ihm nicht ein Wort.

Und er schluchzte wieder und sprach:

„Mutter, mein Leiden ist grösser, als ich es tragen kann. Gib mir deine Vergebung und lass mich zurück in den Wald.“

Und das Bettelweib legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach:

„Stehe auf“, und der Aussätzige legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach auch: „Stehe auf.“

Und er stand auf und sah sie an und siehe! sie waren ein König und eine Königin.

Und die Königin sagte zu ihm:

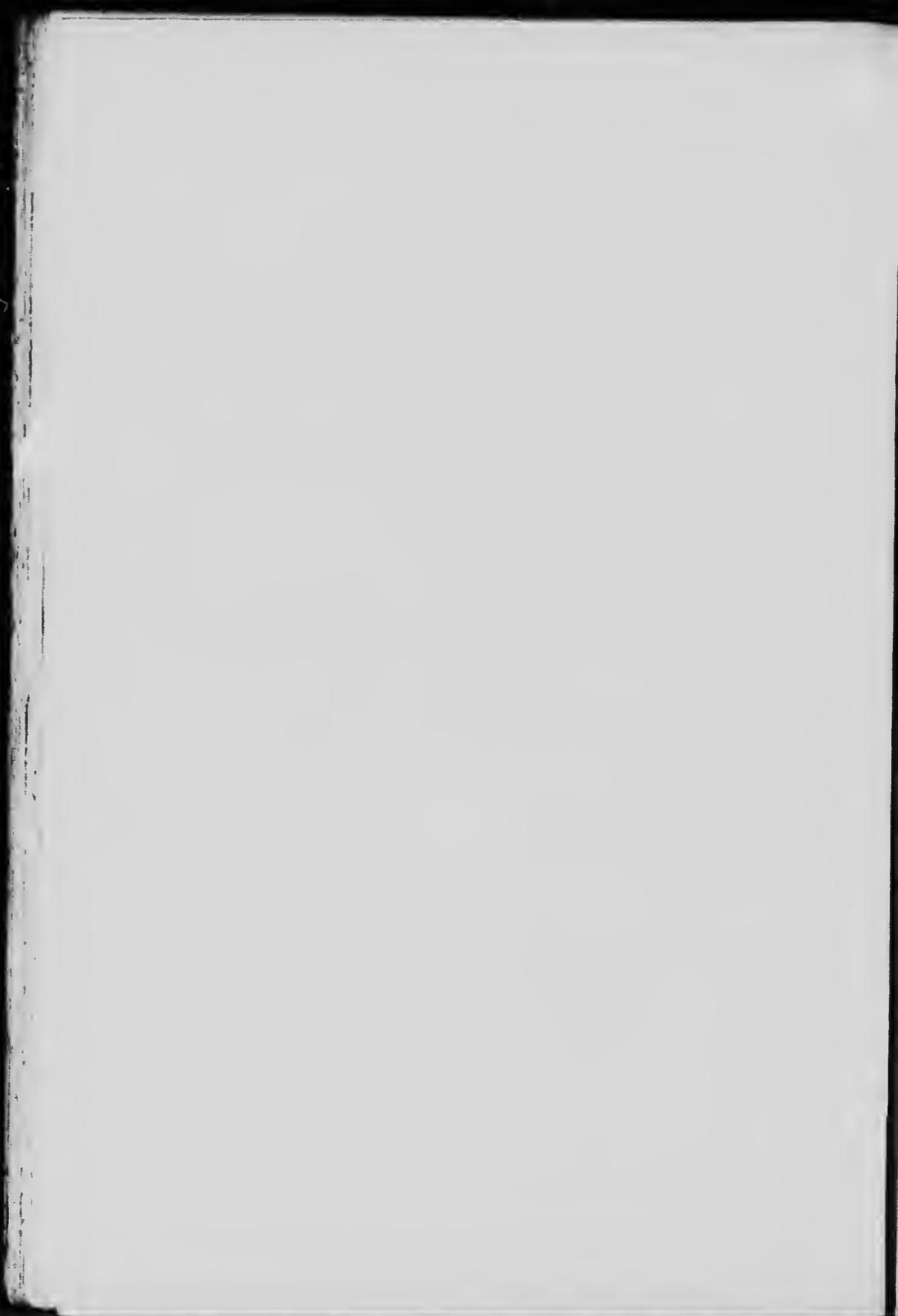
„Dies ist dein Vater, dem du geholfen hast.“

Und der König sagte:

„Dies ist deine Mutter, deren Füsse du mit deinen Tränen gewaschen hast.“

Und sie fielen ihm um den Hals und küssten ihn und führten ihn in den Palast und kleideten ihn in schöne Gewänder und setzten ihm die Krone aufs Haupt und legten das Scepter in seine Hand, und er regierte über die Stadt an dem Strome und war ihr Herr. Viel Gerechtigkeit und Gnade erzeugte er allen, und den bösen Zauberer verbannte er, und dem Holzfäller und seiner Frau schickte er viele reiche Gaben, und ihren Kindern gab er grosse Ehre. Und er duldet nicht, dass irgend jemand gegen Vogel und Vieh grausam war, sondern lehrte Liebe und Güte und Erbarmen, und den Armen gab er Brot und den Nackenden Kleidung, und es war Friede und Fülle im Lande.

Doch er herrschte nicht lange, so gross war sein Leiden und so bitter das Feuer seiner Prüfung gewesen; denn nach drei Jahren starb er. Und der nach ihm kam, herrschte übel.



## INHALTSVERZEICHNIS

	SEITE
DER JUNGE KÖNIG . . . . .	1
GEBURTSTAG DER INFANTIN . .	16
DER FISCHER UND SEINE SEELE	36
DAS STERNENKIND . . . . .	73



